

Geplant - Gebaut - Beseitigt

Texte der Schreibwerkstatt Marzahn zum
Jugendbeteiligungsprojekt des
Jugenddemokratiefonds 2018 Marzahn-Hellersdorf



Geplant - Gebaut – Beseitigt



Texte der Schreibwerkstatt Marzahn zum Jugendbeteiligungsprojekt des Jugenddemokratiefonds 2018 Marzahn- Hellersdorf



Gefördert durch:



Berlin Marzahn-Hellersdorf im November 2018

Autorinnen und Autoren:

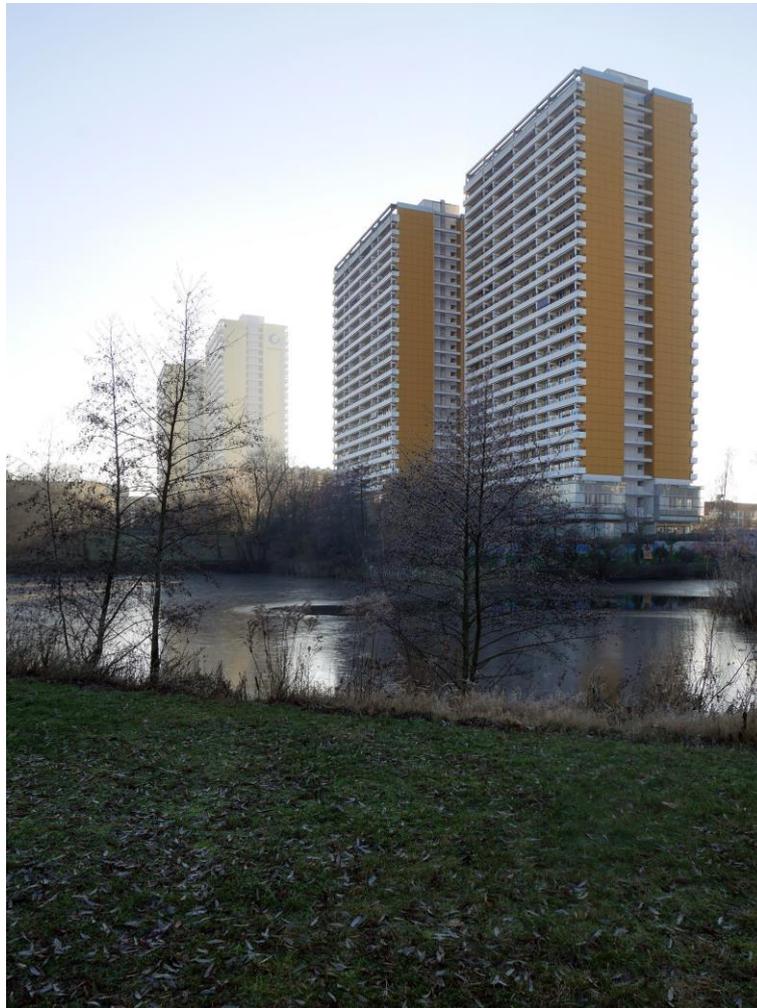
- Stella Dobbertin
- Luise Döring
- Johanna Föhlisch
- Maja Fürst
- Ilona Liasnikova
- Vivian Nestler
- Louise Ottschofski
- Charlotte-Irmelin Piotrowski
- Oliver Richter
- Paul Richter
- Sophia Spahr
- Cassandra Stibbe
- Kristina Vasilevskaja
- Renate Zimmermann

Fotos: Ben Kaden, Renate Zimmermann

Cover: Kristina Vasilevskaja

„Geplant – gebaut – beseitigt“ – eine Projektdokumentation

Renate Zimmermann



©Ben Kaden

Noch ein Projekt. Aber ein spannendes! Eisenhüttenstadt und Marzahn im Vergleich. Ich war sofort sehr angetan von dieser Idee, zumal ich mich sowohl hier als auch da bestens auskenne und weiß, dass es viele Parallelen gibt. Die Freude war groß, als wir zur Jurysitzung des Jugenddemokratiefonds mit unserer Präsentation überzeugen konnten und der Startschuss gegeben wurde. Nach Bekanntgabe des Projektes im Internet gab es viel Anerkennung, aber auch eine kontroverse Meinung, dass ein Vergleich ausgeschlossen sei. Erstens wäre Marzahn keine Stadt und zweitens nur Eisenhüttenstadt eine Planstadt (was aber so nicht stimmt). Trotzdem war ich etwas verunsichert, zumal der Protest von der ehemaligen Eisenhüttenstädter Bürgermeisterin kam. Doch von vielen anderen Seiten wurde mir nach Rücksprache versichert, dass der Begriff „Planstadt“ natürlich auch für andere städtebauliche Aktivitäten verwendet wurde und wird.

Sehr geholfen hat uns die Stadtverwaltung von Eisenhüttenstadt, die viele wertvolle Kontakte vermittelt, wodurch die Organisation der Wochenendreise dorthin sehr erleichtert wurde. Aber auch die Spurensuche in Marzahn durfte nicht vernachlässigt werden. Zeitweise waren es so viele Termine, dass niemand



mehr so richtig durchblickte. Die Fahrt mit mehreren Programmpunkten, Besuch des Bezirksmuseums Marzahn-Hellersdorf, die Stadtführung durch Marzahn, Skywalk, Interview-Termine. Nur mit Hilfe meines Notizbuches war ich noch in der Lage, alles zu koordinieren.

Schließlich war es soweit – wir fuhren am 30.06.2018 mit der Bahn nach Eisenhüttenstadt. Dort angekommen, musste ich bei einem Wachschutz-Unternehmen die Schlüssel für unsere Wohnungen abholen. Laut Google Maps nur einen Katzensprung vom Bahnhof entfernt und auf dem Weg zu den Wohnungen gelegen. Also dann! Alle trabten folgsam hinter mir her, trotz glühender Hitze. Der Weg nahm kein Ende, die angegebene Distanz längst überschritten und obendrauf auch noch in der falschen Richtung gelegen. Ich hatte Mitleid mit meinen Schäfchen, platzierte sie im Gras am Wegesrand und schleppte mich allein zum Ziel, wo ich die Schlüssel ausgehändigt bekam. Auf dem Rückweg sammelte ich alle wieder ein und weiter gings ca. 3 km in Richtung Innenstadt zu den Gästewohnungen der städtischen Wohnungsverwaltung. In regelmäßigen Abständen teilte ich dem Tross hinter mir zur Motivation mit, wie weit es noch war. Schließlich standen wir vor dem Ziel und teilten uns auf die zwei Wohnungen auf.

Wir richteten uns gemütlich ein, wobei gleich mal ein Rattanstuhl zu Bruch ging. „Fängt ja gut an“, dachte ich. Der erste Termin nahte – die Stadtführung. Der Treffpunkt in der Magistrale der Stadt – der Lindenstraße - befand sich gleich um die Ecke, wo Herr schon auf uns wartete. Von Beruf Geschichts- und Erdkundelehrer, war er geradezu prädestiniert für diesen Job.

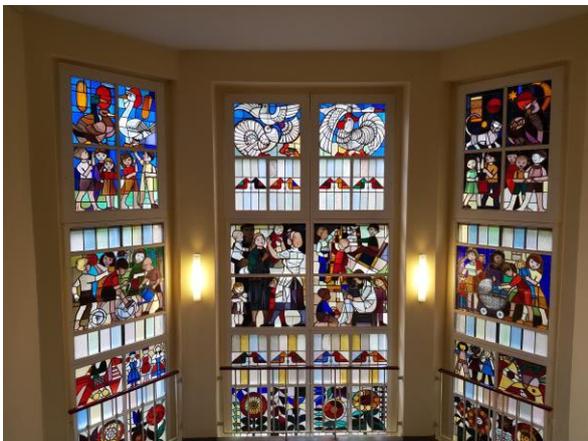
Eine so unterhaltsame Stadtführung hatte vermutlich noch niemand erlebt. Alle hingen an seinen Lippen, als würde er uns einen spannenden Krimi erzählen. 1,5 Stunden lang erhielten wir tiefe Einblicke in die Entwicklung dieser faszinierenden Stadt, bezogen auf die Architektur, die Menschen, das Eisenhüttenkombinat Ost (EKO) und die gegenseitige Einflussnahme.



Wir lernten die sieben Wohnkomplexe kennen bzw. was noch davon übrig ist, die verschiedenen Namen der Stadt von anfangs Fürstenstadt Wohnstadt über Wohnstadt EKO, Stalinstadt bis Eisenhüttenstadt, gespickt mit kleinen Anekdoten. Wir haben die auffällig stark vertretene Kunst am Bau bzw. Plastiken und Denkmäler kennengelernt und eine Ahnung davon bekommen, welchen gravierenden Veränderungen Eisenhüttenstadt bis heute ausgesetzt war und auch noch ist.

Besonders fasziniert mich noch immer die Vorstellung, dass Anfang der 50er Jahre mit der Gründung der Stadt nur junge Leute voller Enthusiasmus die Stadt bevölkerten. Sie waren in Aufbruchstimmung in eine ganz neue Stadt gezogen in der Überzeugung, eine neue, bessere Gesellschaftsordnung mitgestalten zu können. Was mag das für ein Lebensgefühl gewesen sein?

So etwas gab es noch nie und ich bin fast ein bisschen neidisch auf die damalige neue Zeit voller Zuversicht und Tatendrang. Fotos aus der dieser Zeit, komplettiert durch die Ausstellung im Dokumentationszentrum „Alltagskultur der DDR“ vermittelten einen Eindruck, wie es sich gelebt haben musste in Stalin- / Eisenhüttenstadt.



Die Versorgungslage war im Vergleich zu anderen Orten der Republik wesentlich besser, was die Bewohner an die Stadt binden sollte. Man verdiente sehr gut im Stahlwerk, die Wohnungen waren modern, die Wege kurz, für kulturelle Freizeitgestaltung gesorgt.

Doch nach der Wende begann auch hier mit der wirtschaftlichen Krise des EKO ein langsames Ausbluten. Viele wurden arbeitslos, etliche zogen weg. Kaufkraft und Einwohnerzahl schrumpften, Wohnkomplexe standen leer und wurden schließlich abgerissen. Wir entdeckten sehr viele Parallelen zu Marzahn, erkannten aber auch die Einzigartigkeit der Situation, in der sich Eisenhüttenstadt befindet. Die Wohnkomplexe I bis III stehen unter Denkmalschutz, wodurch dieses städtebauliche Ensemble in neuem Glanz erstrahlt, deren Wirkung man sich als Besucher nicht entziehen kann. Vergleichbares hat Marzahn nicht zu bieten, aber auch hier wurde ein schwieriger Stadtumbauprozess hervorragend gemeistert.



Randvoll mit Eindrücken, hing jeder von uns seinen eigenen Gedanken nach, aber wir diskutierten auch viel im Anschluss an diesen ereignisreichen Nachmittag. Viele von uns hatten vorher entweder gar keine oder völlig andere Vorstellungen von Eisenhüttenstadt. Das mussten wir erst mal

verarbeiten. Im Gespräch kam auch zum Vorschein, dass uns allen sofort die breiten Straßen aufgefallen waren, auf denen jedoch kaum Autos unterwegs waren.

Mich erinnerte das an den Straßenverkehr in der DDR und ich hatte das Gefühl, mich auf einer Zeitreise zurück in die 70er und 80er Jahre zu befinden in dem Bewusstsein, dass für die Teilnehmer meine Lebenswirklichkeit wie ein Blick ins Geschichtsbuch sein musste. Schon komisch.

Unser Bildungshunger war nun gestillt, aber wegen der vielen knurrenden Mägen plünderten wir den nächstgelegenen Supermarkt, weil wir abends Nudeln und Tomatensoße kochen wollten. Ein Einkaufserlebnis der anderen Art. Alle waren so freundlich! Auch die Kassiererin! Eine neue Erfahrung für viele: So kann Einkaufen also auch gehen.

Zurück in unseren beiden Gästewohnungen, teilten wir die Kocherei auf. In einem Aufgang wurden die Nudeln gekocht, im anderen die Soße, koordiniert über WhatsApp. Dann marschierte die Nudelfraktion geschlossen mit zwei Töpfen, Tellern und Besteck über die Straße zu den Soßenköchen, wo wir gemeinsam das köstliche Mahl zur Hälfte verspeisten. Es blieb noch so viel übrig, dass wir uns davon auch am Sonntag noch ernähren konnten.

Wir stellten im Anschluss einen Weck- und Badbenutzungsplan für den nächsten Morgen auf, um Kollisionen und Leerläufe zu vermeiden, schauten noch ein bisschen in die „Röhre“ und verkrümelten uns schließlich in unsere Betten, in denen wir die Nacht mehr oder weniger gut verbrachten.

Und plötzlich war es Juli.

Die zweite Jahreshälfte begannen wir mit einem umfangreichen Frühstück bei Bäcker Dreißig, an dessen Monopol man in Eisenhüttenstadt nicht vorbeikommt. Vorher lief alles nach Plan beim Wecken und Duschen, so dass wir zwar pünktlich wie angemeldet beim Bäcker einmarschierten, aber durch



eine lange Warteschlange

ausgebremst wurden. Dadurch verringerte sich die einberaumte Zeit zum Frühstück drastisch von

„gemütlich“ auf „Mach hinne!“ Satt waren wir trotzdem, gingen nochmal zurück in die Wohnungen und holten unser Gepäck. Die Schlüssel konnten wir in einer Wohnung hinterlegen, was uns natürlich sehr entgegen kam.

Wir hatten heute noch viel vor, denn

für unser Projekt wollten wir unbedingt auch mit Menschen ins Gespräch kommen, die einen persönlichen Bezug zur Stadt haben. Freundlicherweise durften wir dafür den Club Marchwitza nutzen, ein Ort mit interessanter Vergangenheit.

In den Diehloer Bergen gelegen, waren Haus und Grundstück seit 1818 bis 1962 im Besitz einer Familie Beitke. In den 70er Jahren wurde das Haus zum Klubhaus für den V. Wohnkomplex umgestaltet. Heute agiert dort der Verein InterKultur Vielfarben und wir wurden nach dem Fußmarsch dorthin sehr herzlich und unkompliziert von Angelika Schmidt in Empfang genommen.



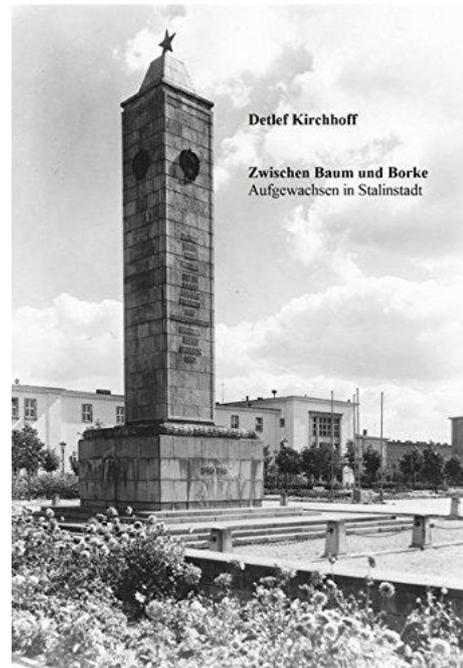


Auch Martin Maleschka war schon vor Ort. Er ist Architekt und spezialisiert auf industrielle Bauten der DDR. Struktur und Gliederung der Plattenbaufassaden haben es ihm angetan. Auf der Webseite <https://www.jeder-gm-du.de/>, die auch er mit betreut, wird er vorgestellt mit Worten: „Gleich drei Orte seiner Kindheit sind dem

Bagger zum Opfer gefallen. 2005 schließlich griff der gebürtige Eisenhüttenstädter zur Kamera und begann das festzuhalten, was im Verschwinden begriffen ist – Wohnbauten, Gesellschaftsbauten und Kunstwerke der DDR.“

Aus diesem Grund wurde er uns auch von der Stadtverwaltung Eisenhüttenstadt als kompetenter Gesprächspartner für unser Projekt vorgeschlagen. Wir waren total glücklich, dass er unserer Einladung gefolgt war und uns mit weiteren, interessanten Informationen fütterte. Ein so detaillierter Blick auf die Architektur der DDR ergänzte hervorragend unser Wissen aus der gestrigen Stadtführung, zumal Martin Maleschka genau das Schicksal ereilt hatte, welches unser Thema war. Wir hatten viele Fragen, auch persönliche, die er alle geduldig beantwortete und uns Tipps gab, wo wir uns noch hinwenden könnten. Das Interview mit ihm war für alle eine große Bereicherung.

Währenddessen wärmte Angelika Schmidt unser mitgebrachtes Essen von gestern auf, so dass wir die Nudeln mit Soße noch vertilgen konnten, bevor unser nächster, nicht minder interessanter Interview-Gast in der Tür stand: Detlef Kirchhoff. Er kam als Kind mit seinen Eltern 1952 als einer der ersten Bewohner nach Eisenhüttenstadt und wohnt heute immer noch hier. Über seine Erlebnisse als Kind und Jugendlicher hat er ein sehr spannendes Buch geschrieben: „Zwischen Baum und Borke: Aufgewachsen in StalinStadt“, welches ich mir nach unserer Rückkehr sofort gekauft und nicht mehr aus der Hand gelegt habe. Der Mann kann schreiben! Er hat aber auch Sachen erlebt, die wir uns heute gar nicht mehr vorstellen können. Er schilderte, wie damals StalinStadt aussah und in welche Interessenkonflikte er als Schulkind geraten ist. Zu Hause wurde anders geredet als in der Schule, aber dort durfte er davon nichts erzählen und musste auch manchmal lügen, denn für die Wahrheit wurde er bestraft. Sein Vater hatte als Antwort auf seine Fragen meistens nur den Siebenstriemer parat.



Besonders überrascht waren alle von seiner erstaunlich unsentimentalen Meinung zum Abriss der neueren Wohnkomplexe, denn er fand das im Gegensatz zu unserer Vermutung völlig in Ordnung. Seine Herangehensweise war da ganz pragmatisch – warum soll man leere Blöcke erhalten? Die Einwohnerzahl schrumpft – wer also soll da wohnen? Dann sind doch Grünflächen viel besser und machen die Stadt attraktiver. Natürlich ist das kein O-Ton von Detlef Kirchhoff, ich fasse hier nur meine Erinnerung an das Gespräch zusammen. Auch dieses Interview war ein großer Gewinn für uns, ebenso unter dem Gesichtspunkt, dass hier Jung und Alt an einem Tisch saßen und beide voneinander beeindruckt waren.

Nun war noch ein bisschen Zeit, bis wir zum Zug mussten. Deswegen erhielten wir eine Exklusivführung durch Haus, Scheune und Garten. Ein wunderschöner Ort für einen engagiert geführten Club mit attraktiven Angeboten, ermöglicht durch selbstlosen Einsatz der guten Seelen der Einrichtung.

Dankbar für diesen erfüllten Nachmittag stiefelten wir zur Bushaltestelle, denn von hier aus mit Gepäck zum Bahnhof zu laufen, wollte ich niemandem zumuten. Wie es der Zufall wollte, kamen wir während des Wartens auf den Bus mit einer älteren Dame ins Gespräch, quasi unser drittes, diesmal spontanes Interview. Sie äußerte vor allem Bedenken wegen der vielen Ausländer und der gewachsenen Kriminalitätsrate. Sie fühle sich nicht mehr sicher in der Stadt. Aber sie war beeindruckt von so vielen, interessierten Jugendlichen und unserem Projekt.

Im Bus wollte ich für alle Fahrkarten lösen, aber der Fahrer fand heraus, dass wir eine gültige Fahrkarte der Deutschen Bahn besitzen und erklärte mir, dass darin die Busfahrt inbegriffen sei. Noch besser. Die Fahrt war endlos. Wir machten so eine Art Überlandfahrt und klapperten die entlegensten Orte ab, bis wir in Fürstenberg ankamen, im Prinzip die Altstadt von Eisenhüttenstadt. Dort kannte ich mich aus und wusste, dass nun auch gleich der Bahnhof auftauchen würde. Noch einmal umsteigen in Frankfurt / Oder, dann landeten wir wohlbehalten in Berlin Hauptbahnhof, wo sich unsere Wege nach einem sehr inspirierenden Wochenende trennten.



Einige Zeit später erkundeten wir Marzahn. Zunächst gabs eine Stadtführung mit Frau Dr. Christa Hübner. Ausgehend vom Eastgate, führte sie uns die Marzahner Promenade entlang bis zum Freizeitforum. Von dort aus ging es mit der Straßenbahn nach Marzahn-West zu den Ahrensfelder Terrassen. Frau Dr. Hübner vermittelte viele Informationen

zu Architektur und Kunst in Marzahn. Auch hier wurden uns die Gemeinsamkeiten und großen Unterschiede zu Eisenhüttenstadt bewusst und wir betrachteten unseren Heimatbezirk mit ganz anderen Augen.

So erging es uns auch im Bezirksmuseum Marzahn-Hellersdorf. Frau Krömling nahm sich viel Zeit für uns und gab uns an mehreren Modellen einen anschaulichen Einblick in die Geschichte der Stadtteile des Bezirkes, die sich verändernde Infrastruktur und die hiesige Lebensqualität. Auch für die Marzahner unter uns gab es viel Neues zu entdecken.



Anfang August hatten wir einen weiteren Interviewpartner zu Gast: Ben Kaden besuchte unseren Schreibzirkel und genoss vorher mit uns die beeindruckende Aussicht vom Skywalk der Degewo auf dem Hochhaus gegenüber der Bibliothek.



Er ist in Eisenhüttenstadt aufgewachsen und jetzt Herausgeber von LIBREAS, der elektronischen Zeitschrift für Bibliothekswissenschaft, Autor von unzähligen Fachartikeln und Aufsätzen zum Thema, ist vielseitig interessiert, z.B. an Architektur und Fotografie, Urbanistik und Stadtsoziologie, wo sich unser Kreis wieder schließt. Denn gerade die Beleuchtung unseres Projektthemas unter dem Aspekt der Stadtsoziologie warf nochmal ganz neue Fragen auf und ließ uns auch in andere Richtungen denken. Ben Kaden ist auch Blogger <https://retraceblog.wordpress.com/> und hat dort eine beeindruckende Materialsammlung und Bibliografie zu Kunst und Architektur in der DDR, Schwerpunkt baubezogene Kunst und Kunst im öffentlichen Raum veröffentlicht. Er hat auch uns die Erlaubnis gegeben, auf seine umfangreiche Fotodatenbank zugreifen zu dürfen.

Wir hatten nun viel Stoff zum Verarbeiten, wofür wir all unseren Gesprächspartnern herzlich danken! Ohne diese interessanten Menschen, ihr Wissen und ihre Standpunkte wären wir keinen Schritt vorangekommen. Nun hatte jeder Einzelne die Aufgabe, aus all den gewonnenen Informationen seinen Textbeitrag zum Projekt zu entwickeln.

Fazit: Wir haben unglaublich viel neue Eindrücke gesammelt, unseren Horizont erweitert und viele Vorurteile abgelegt. Besonders wichtig war auch, dass wir Marzahn ganz bewusst und mit dem Blick von außen neu kennen- und schätzen gelernt haben.



Eisenhüttenstadt

Stella Dobbertin

Wenig Verkehr, viele Hochhäuser. Das war mein erster Eindruck von Eisenhüttenstadt als wir (die Teilnehmer der Schreibwerkstatt) vom Bahnhof ins Freie traten. Ein schäbiges Hochhaus, dachte ich, als ich unsere Wohnung von außen sah. In dem Zimmer, das ich mir mit Ilona teilen sollte, sah es jedoch ganz anders aus: Moderne Möbel, IKEA-Bett und sogar ein Fernseher!



Kurz ankommen und dann hieß es: Auf zur Stadtführung! Der nette Herr führte uns durch Wohnkomplex 1-4. Wir erfuhren, dass es in Eisenhüttenstadt sehr viele Skulpturen und schöne Innenhöfe gab. Nach dieser interessanten, dreistündigen Führung waren alle sehr erschöpft. Doch ausruhen, hieß es noch lange nicht. Wir gingen ins Dokumentationszentrum Alltagsgeschichte der DDR. Dort erfuhren wir mehr über Eisenhüttenstadts Vergangenheit.

Da gleich drei Einkaufsläden auf dem Weg zurück lagen, kauften wir gleich für das Abendessen ein. Wir machten Nudeln mit Soße Bolognese. Nach diesem leckeren Abendessen haben wir noch Fußball geguckt und sind dann ins Bett gegangen.

Am nächsten Morgen haben wir beim Bäcker gefrühstückt. Danach haben wir unsere Sachen gepackt und sind zum Club Marchwitza gefahren. Dort haben wir Martin Maleschka getroffen, der uns auch noch mal viel über sein Leben in Eisenhüttenstadt erzählt hat: Er fand es traurig, dass mit der Zeit so viele Häuser abgerissen wurden, denn so konnte man keinem mehr zeigen, wo man aufgewachsen war. Er hätte ein paar Häuser wenigstens noch stehen gelassen als Filmkulissen.

Nachdem Martin Maleschka gegangen war, kam noch ein anderer, etwas älterer Interviewpartner: Herr Kirchhoff. Er hatte eine ganz andere Sicht: „Es ist gut, dass sie so viele Häuser abgerissen haben, sonst wäre ja kein Platz für Neues!“

Dann fuhren wir mit dem Zug nach Hause.

Eines habe ich gelernt: Marzahn und Eisenhüttenstadt haben ihre Gemeinsamkeiten und ihre Unterschiede!

Start in ein neues Leben

Luise Döring und Charlotte-Irmelin Piotrowski

„Mama!“ Hannelore schaute in die leere Haushaltskasse. Schon vor einigen Stunden war die Kasse leer und zu Hannelores Bedauern änderte es sich auch nach erneutem Hinsehen nicht. Ihr Mann Horst-Günter-Gustav-Klaus waren gerade erst 20 und es kündigte sich Nachwuchs an, doch ohne Geld fanden sie keine Wohnung, also mussten sie einen wichtigen Entschluss fassen.

„Ja, was ist Hanne?“, antwortete ihre Mutter Beatrix auf ihren Ruf. „Wir müssen uns zusammensetzen. Ich habe mich entschieden.“ Hannelore schaute ihren Vater Berthold an. Sein Blick verunsicherte sie etwas, aber sie war sich sicher. „Wir ziehen es durch“, sagte sie wobei sich ihr zitternder Mund sofort in ein breites Grinsen verwandelte. „Horst und ich ziehen zum Eisenhüttenkombinat Ost und ermöglichen unserem Kind ein sorgenfreies Leben.“ Anders als Horst sah Beatrix nicht begeistert aus. „Aber wir können uns nicht mehr sehen und ich will doch mein Enkelkind aufwachsen sehen!“

„Wir schicken euch immer Briefe und wenn wir genug Geld haben, besuchen wir euch mal“, entgegnete Hannelore. Damit waren alle einverstanden und das Gespräch beendet.

Nach einem Monat war der Tag gekommen. Horst und die schwangere Hannelore verabschiedeten sich und wischten sich die Tränen weg. Mit einem halb glücklichen, halb ängstlichen Gesicht stiegen die Beiden in den Zug und traten ihre Reise an. Viele junge Menschen kamen an diesem Tag mit Hannelore und Horst in der Planstadt an. Vielleicht lag es auch an den Hormonen, aber Hannelore konnte gar nicht aufhören zu strahlen. Überall war alles neu: neue Häuser, Schulen, Läden. Hier gab es auch viele freie Stellen in den verschiedensten Berufen. Ihr neues Leben konnte nun beginnen. Hannelore und Horst-Günter-Gustav-Klaus lachten.



Johanna Föhlisch

26.8.2031

Marzahn, dort werde ich jetzt also hinfahren. Mein Name ist Cont, Lames Cont. Ich bin ein Geschäftsführer und leite eine Fabrik, die Muffins herstellt. Ok, das mit der Muffinfabrik und dem Geschäftsführer ist gelogen. Ich heiße zwar Lames Cont, aber ich bin arbeitslos.

Naja, mindestens offiziell. Wie du ja weißt, mein geliebtes Tagebuch, bin ich seitens der Regierung auf geheimer Mission. Mein Auftrag lautet für die nächsten Wochen, Monate oder Jahre: Überprüfung und Überwachung der Alienaktivität in diesem Stadtteil.

Oh nein, der Pudel dahinten scheint etwas zu ahnen, ich sollte gehen.

27.8.2031

Dieses Marzahn ist schon merkwürdig. So extrem viele Hochhäuser und so komische Leute. Als ich auf dem Weg hierher war, habe ich sehr viele Ruinen gesehen. Es waren fast immer Schulen oder Kindergärten. Warum lässt man so etwas verfallen? Immerhin gibt es hier doch viele Kinder... Ich verstehe das nicht. Warum hat man diese Gebäude nicht renoviert? Jetzt muss ich alle Ruinen nach den Aliens absuchen... Wären die Gebäude noch in Benutzung, könnte ich mir diese Arbeit sparen, denn wie jeder gute Alienaufspürer weiß, lassen sie sich nur in menschenverlassenen Gebieten nieder und vertreiben die Bevölkerung.

Ich muss also sehr wachsam sein. Drück mir die Daumen, geliebtes Tagebuch.

29.8.2031

Heute war ein echt mieser Tag. Naja, wie man es betrachtet. Mir wurden sechs Arbeitsstellen auf Baustellen angeboten. Es wäre zwar praktisch wegen der Alienaufspürung, aber zum anderen habe ich noch nie irgendwo öffentlich gearbeitet. Was soll ich nun tun? Ich weiß nicht, irgendetwas wird meinem schlauen Hirn schon einfallen.

5.9.2031

Hallo, liebes Tagebuch. Blicken wir mal zurück: die vielen Arbeitsstellen ... mir ist immer noch nichts dazu eingefallen.

Vor ein paar Tagen habe ich ein älteres Ehepaar gesehen. Sie redeten über die guten alten Zeiten und u.a. über deren alte Schulen und wirkten irgendwie ... ähh, traurig.

Irgendwie würde ich gerne dagegen etwas tun, aber nur was?! Ich wünschte, mir würden ein paar Ideen einfallen, aber naja, ich besorge mir einfach einen Kaffee und dann fällt mir sicher etwas ein.

Ein Reisebericht: Meine Eindrücke und Gedanken

Johanna Föhlisch

In Marzahn und Eisenhüttenstadt wurden viele Schulen und Kindergärten abgerissen. Da ich erst 12 Jahre bin, habe ich so einen Abriss noch nicht miterlebt, stelle ihn mir aber nicht gerade schön vor.



Am letzten Juni-Wochenende 2018 fuhr

ein Teil der Schreibwerkstadt um ca. 8.31 Uhr vom Bahnhof Ostkreuz los. Wir kamen um etwa 10.00 Uhr in Eisenhüttenstadt an. Nachdem wir die Schlüssel für die Ferienwohnungen geholt und uns in den Ferienwohnungen eingerichtet hatten, gönnten wir uns eine Stunde Pause.

Um 13.00 Uhr begann die Stadtführung. Sie war sehr interessant. Wir erfuhren viel über die einzelnen Wohnkomplexe. Ich wusste bis zu dieser Stadtbesichtigung gar nicht, dass die Wohnkomplexe so gebaut wurden, dass alle Grundbedürfnisse des Menschen erfüllt werden sollten. Diese sind: Wohnen – Arbeit – Freizeit – Kunst – Versorgung.

Mich faszinierte die Kunst an den Fassaden und in den einzelnen Höfen. Da waren z. B. schöne Brunnen und an den Fassaden tolle Mosaik.

Um ca. 16.30 Uhr war die Stadtführung zu Ende. Wir trafen uns etwa um 19.00 Uhr zum selbstgekochten Mittagessen, wobei wir die Zutaten zuvor eingekauft hatten. Nach dem Essen guckten wir Fußball. Wir verbrachten gemeinsam Zeit. Das war sehr schön.

Am nächsten Tag nach dem gemeinsamen Frühstück gingen wir in den Club „Marchwitza“, um dort unsere Interview-Partner Martin Maleschka und Detlef Kirchhoff zu treffen. Ich fand es sehr erstaunlich und aufregend, den Beiden zuzuhören. Dabei erfuhr ich, dass schon vor etwa 20 Jahren ganze Wohnkomplexe abgerissen wurden. Martin Maleschka berichtete uns, dass es einige Orte seiner Kindheit nicht mehr gibt.

Fazit: Das Wochenende in Eisenhüttenstadt war sehr schön. Ich habe sehr viel über die Stadtgeschichte und Architektur gelernt. Es war sehr erstaunlich zu erfahren, wie schnell Gebäude, die nicht mehr benötigt wurden, verschwanden, aber die Menschen trotzdem noch die Erinnerungen an diese Orte brauchen. Die Orte sind ein Teil ihres Lebens, und auch die Erinnerungen daran.

Wenn man Marzahn und Eisenhüttenstadt miteinander vergleicht, merkt man ihre Ähnlichkeit, aber auch ihre Unterschiede. Ich selbst wohne in Hellersdorf, das ist ein Ortsteil im Stadtbezirk Marzahn-Hellersdorf. In Marzahn haben wir eine sehr schöne und interessante Tour erlebt und besuchten das Stadtbezirksmuseum. Dort erfuhren wir viel über die Stadtgeschichte von Marzahn und Hellersdorf. Auch unser Stadtbezirk hat sich sehr verändert. Nicht nur ganze Wohnkomplexe wurden hier abgerissen, sondern auch sehr viele Schulen und Kindertagesstätten.

Meine frühere Grundschule ist jetzt die Schule mit den meisten Grundschulern in Stadtteil Hellersdorf. Für mich ist es kaum vorstellbar, wie es wäre, wenn es diese Grundschule nicht mehr gäbe. Ich wäre sicherlich sehr traurig und könnte nur aus der Erinnerung und eventuell von Fotos mir diesen Ort wieder „sichtbar“ machen. Es wäre nicht nur ein Fehlen des Gebäudes in der Landschaft, sondern auch in meinem Herzen.



Marzahn-Hellersdorf vs. Eisenhüttenstadt

Maja Fürst

Die Sheldrick-Grundschule, die Kita „Am Märchenwald“ und unzählige Marzahner Wohnungen haben eines gemeinsam: sie alle wurden abgerissen. Doch ist es wirklich nötig, soziale Einrichtungen zu „ersetzen“? Und wie fühlt es sich für die Menschen an, deren Kita, Schule oder sogar Heimat, in welchen viele schöne und traurige Erinnerungen sowie das einzig wahre heimische Gefühl stecken, einfach ausgelöscht werden?

In diesem Text wurden zum einen Betroffene interviewt und zum anderen einige Hintergrundinformationen zur Entstehung von Abrissen in Marzahn zu denen in Eisenhüttenstadt verglichen und untersucht.

Derzeit sind 5000 neue Wohnungen auf alten Abrissgrundstücken geplant. Das ist ein Fakt, der große Unruhe stiftet. Denn warum Gelder der Bürger für einen Abriss verwenden, wenn im Nachhinein sowieso wieder etwas hin gebaut wird? Und im besten Fall noch etwas Unwichtiges oder das gleiche wie vorher. Doch so grundlos, für was sie gehalten werden, sind diese Baumaßnahmen gar nicht. Zwischen 2002 und 2010 wurden laut der Berliner Zeitung 4500 Marzahner Wohnungen wegen Leerständen entfernt. Die Wohnungen haben kein Geld eingebracht, Firmen keinen Profit und letztendlich nur Platz weggenommen. Aber heute hat sich der Spieß umgedreht, da die Bürgermeisterin einen reichlichen Bevölkerungszuwachs bestätigte. 2017 wurden 264.000 Marzahner gezählt und 2030 wird mit 280.000 gerechnet. 280.000, die eine Wohnung benötigen und zum Sinken der Leerstandsquote (13% auf 7%) beisteuern. Aus diesen Gründen entstehen solche Fauxpas im Bauwesen / in der Politik.

Des Weiteren klagen und demonstrieren eine Menge Berliner wegen der mageren Schulausstattung. Daraus folgen Abrisse und Neubaupläne, die sich allerdings gerne mal in die Länge ziehen und nicht so einfach durchsetzen lassen. Doch ist es wirklich nötig, solche Risiken einzugehen, wenn man bedenkt, dass man für eine lange Wartezeit und Baustellenlärm nur eine neue Schule bekommt, die der alten einen Schlusstrich setzt und nicht mehr die Atmosphäre der auflebenden Erinnerungen für alte Schulbesucher bietet?

Zu diesen Fragen und Gefühlen haben wir in einem etwas speziellen Fall Renate F. (75), ehemalige Schülerin der Schweizerhof-Grundschule in Berlin-Zehlendorf befragt.

Wie geht es Ihnen damit, dass Ihre ehemalige Grundschule abgerissen wurde?

„Ich wurde mit sechs Jahren im Jahre 1950 eingeschult. Allerdings befand ich mich in einer besonderen Lage: Der 2. Weltkrieg war gerade erst vorbei, Berlin noch sehr arm und verwüstet und so war von vorne herein klar, dass meine Schule nur ein Behelfsheim als Holzhütte darstellen wird. Deswegen ist es verständlich für mich, dass diese durch zwei neuere Schulen ersetzt wurde.“

Frau F., Sie erwähnten, dass Ihre Schule durch zwei neue Schulen ersetzt wurde. Wie fühlen Sie sich, wenn Sie an den heutigen neuen Schulen vorbeigehen?

„Es ist sehr warmes, schönes Gefühl. Immer, wenn ich in Zehlendorf bin und daran vorbeifahre, verknüpfe ich die neuen Schulen mit meiner alten Schweizerhof-Grundschule. Heute befindet sich auf einem Nebengrundstück eine neuere Version der Schweizerhof-Grundschule, in welcher der Name weiterlebt. Und das Grundstück, welches ich jahrelang betreten habe, ist nun der Grund der amerikanischen John F. Kennedy Schule. Diese hat einen sehr guten Ruf und ist etwas ganz Besonderes: Das Eingangstor meiner alten Grundschule.“

Um nochmal auf Ihren letzten Satz zurückzukommen. Sehen Sie denn einen Sinn in dem Abriss Ihrer alten Grundschule bzw. einen Zweck in der heutigen neuen Schule?

„Ja, sicher. Die beiden heutigen Schulen bieten den Schülern viel mehr Möglichkeiten für eine erfolgreiche Bildung. Meine Schulzeit dagegen war schön, aber die Schulausstattung sehr einfach.“

Wie stehen Sie allgemein zum weit verbreiteten Abriss von (sozialen) Einrichtungen in Berlin?



„Natürlich sind Abriss und auch Leerstand als traurig zu bewerten. Meiner Meinung nach sollte man aber verstehen, dass in manchen Situationen kein anderer Ausweg als der eines Abrisses besteht. Was ich immer als sehr wichtig empfinde, ist, dass man Abrisse nur dann vornimmt, wenn sie wirklich notwendig sind. Außerdem ist es eine sehr schöne Idee, Baumerkmale des alten Gebäudes in das neue mit einzubeziehen.“

Renate F. wurde ganz bewusst als Interviewpartner gewählt. Zwar teilt sie nur die Gemeinsamkeit, dass ihre Schule nicht mehr in ihrem alten Zustand vorhanden ist, aber dennoch trägt sie zu einer positiven Wende in diesem Text bei. Durch sie wird klar, dass man es nie allen Menschen rechtmachen kann. Man sollte zufrieden sein mit dem, was man hat, denn die Schule bietet zwar einen Anlass für Erinnerungen, aber wer betritt nach seiner Schulzeit schon noch seine Schule? Bei einem Klassentreffen? Das von Frau F. war jedenfalls in einem Gasthaus und die Erinnerungen an die schöne Grundschulzeit waren noch nie so lebendig.



Eisenhüttenstadt

Ilona Liasnikova (15 Jahre)

In Eisenhüttenstadt ist die Situation nicht viel besser. Die Stadt ist dafür bekannt, sich ständig zu verkleinern. Die städtische Gebäudewirtschaft will allein im Jahr 2019/20 vier Objekte mit 125 Einheiten aus dem Bestand nehmen. Warum? Leerstand. Nun haben wir ja schon einiges über die Ursachen von Leerständen und Abrissen erfahren. Und anstatt uns zu ärgern, sollten wir langsam wach und aktiv werden: Wieviel Leerstand und wie viele Wohnsitzlose es doch gibt. Anstatt uns über unsere Kleinigkeiten zu beschweren, sollten wir auch mal nach unten schauen und deshalb das Abschlusswort: Engagement!

Was wäre, wenn ich heute in Eisenhüttenstadt leben würde?

Als positive Punkte sehe ich, dass so wenig Autos fahren, dass die Straßen leer sind. Man kann einfach durch die Straßen laufen, wann man will und man braucht keine Ampeln.

Als negativ sehe ich die Bushaltestellen an. Es gibt sehr wenig Bushaltestellen, deswegen kann ich mir gar nicht vorstellen, in Eisenhüttenstadt zu wohnen, also auf jeden Fall nicht ohne Auto. Denn zur Schule möchte ich nicht zu lange laufen oder wenn ich verschlafe, dann muss ich zur Schule rennen (Frühspurt ist nichts so meins). Oder wenn doch der Bus nebenan ist und man den verpasst, muss man ganz schön lange warten. Oder sich auf einen längeren Weg vorbereiten, denn die Zwischenstrecken haben einen großen Abstand.

Was noch positiv auf mich wirkt, ist das Einkaufszentrum. Es ist klein, also auf jeden Fall nicht so groß wie z.B. das Eastgate. In dem kleinen Einkaufszentrum für Lebensmittel ist alles da und es ist billiger. Von der Kleidung her hat man eine kleinere Auswahl, aber dann kann man auch sehr gut sparen, denn viele Menschen wollen sich die besten und teuersten Klamotten kaufen. Aber wenn es nicht so eine große Auswahl gibt, kann man sich besser auf Lebensmittel konzentrieren oder auf was Besonderes wie z.B. eine neue Spülmaschine. Ich kann mir ganz gut vorstellen, dass ich viel mehr nützliche Sachen in Eisenhüttenstadt haben würde, als in Marzahn.

Was mir noch einfällt, sind die Innenhöfe. Ich kann mir sehr gut vorstellen, im Innenhof zu wohnen. Jeder kennt jeden, die Kinder spielen alle zusammen auf den Spielplätzen. Ich finde echt, dass die Innenhöfe tolle Stimmung haben. Man hat einfach mehr Freude, rauszugehen oder aus dem Fenster zu schauen und auf dem Balkon zu sitzen.

Aber was mir gar nicht gefällt ist, dass manche Gebäude abgerissen werden. Man redet über die Schule oder über die Wohnung, wo man gelebt hat und plötzlich sind diese weg. Das ist ein sehr unschönes Gefühl. Es ist wie ein Spielzeug. Du wirst groß und dann schmeißt jemand (z.B. deine Mutter) dein Spielzeug weg. Man erinnert sich an das Spielzeug. aber es ist dann einfach weg. Das finde ich echt traurig. Ich würde nicht gern in einem Gebäude wohnen, welches später abgerissen wird, aber man weiß das leider nicht vorher. Man kann nur hoffen.

Ich bewundere ganz viel Skulpturen in Eisenhüttenstadt, die müssen nicht unbedingt was mit Geschichte zu tun haben. Aber die Skulpturen verschönern die Stadt. Das mag ich besonders an Eisenhüttenstadt.



Grau und Grün

Vivian Nestler, 22 Jahre

Plattenbau an Plattenbau,
grau in grau.

Triste Flure, totes Gras,
Totenstille, kein Verkehr.
Keine Jugend, alles leer,
Abriss, Verfall.

Ungewollt, Fehlgeplant.
Marzahn, Eisenhüttenstadt
für Fremde das Gleiche,
von außen einsam.

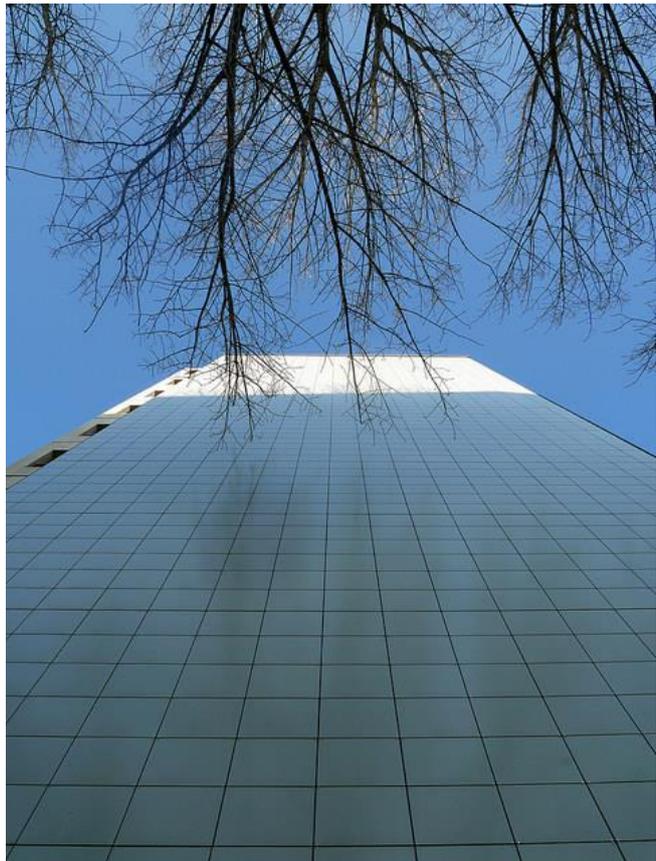
Doch hingegangen, umgeguckt,
Grau im Grün,
Kinderlachen, bunte Farbe.
Aus alt mach neu,
Baum an Busch,
Bus im 10-Minuten-Takt.

Ich schaue vom Balkon,
blumentumringt, Bienengesang, Spatzengemecker,
ein Spielplatz, ein Garten,
Stille, Friedlichkeit.

Vieles umgebaut,
manches leer,
einiges weg.
Lauf der Dinge, Fehlkalkuliert.

Marzahn, Eisenhüttenstadt,
von innen so unterschiedlich gleich.
Einst Vorreiter, dichtbesiedelt,
heute ruhig, neu durchdacht,
verändert.

Nur wer reingeht,
darf auch rausgucken.



©Ben Kaden

Ein Ausflug

Louise Ottshofski

„Ein Ausflug nach Eisenhüttenstadt?“, fragte sie verwundert.

„Überraschung!“, sagte er.

Sie überlegte kurz und schüttelte dann den Kopf: „Noch nie davon gehört.“

Auf seinen Lippen lag ein Schmunzeln. „Ich bin in Eisenhüttenstadt geboren.“

„Aber ich dachte, du kommst aus Brandenburg?“

„Eisenhüttenstadt liegt in Brandenburg.“

Ein Ahh... bildete sich auf ihren Lippen. Er nickte knapp: „Ich würde dir Eisenhüttenstadt gerne zeigen, das Haus, in dem ich aufgewachsen bin, meine alte Schule, den Fußballplatz, wo ich mein erstes Tor geschossen habe.“

Sie schien kurz darüber nachzudenken. Sie kannten sich erst seit knapp einem halben Jahr und jetzt wollte er sie an seinen Geburtsort mitnehmen. Sie wusste nicht, was sie davon halten sollte. Obwohl sie ihn erst seit so kurzer Zeit kannte, hatte sie ihn doch in ihr Herz geschlossen. Es war so, als wären sie füreinander bestimmt, aber sie war misstrauisch geworden. Hatte gelernt, vorsichtig zu sein. Aber trotz ihrer Prinzipien war sie wie von Sinnen, wenn sie ihn sah und konnte sich kein Leben ohne ihn an ihrer Seite vorstellen. Sie wollte alles über ihn wissen und so sagte sie schließlich zu, mit ihm nach Eisenhüttenstadt zu fahren.

Vor der Fahrt traf sie sich, wie es auch nur richtig war, mit ihren Freundinnen, um mit ihnen zu tratschen.

„Eisenhüttenstadt?“, sagten diese synchron. Dann runzelten sie die Stirn: „Aber dann kommst du nicht weit von Marzahn weg.“ Sagte die eine. „Ja das stimmt, die Fahrt dauert nur...“, fing sie an. „Nein, das meine ich nicht“, unterbrach die Freundin sie. „Aber wie dann?“, fragte sie. „Na, Eisenhüttenstadt ist so wie Marzahn. Nur Hochhäuser neben Hochhäusern.“

Sie dachte nach. Sie mochte Marzahn. Sicher, es war nicht der schönste Bezirk in Berlin und ihr Ausblick im achtzehnten Geschoss ihrer Mietswohnung auf andere Hochhäuser war nicht sehr verlockend. Aber Berlin-Marzahn war ihre Heimat geworden. Ihre grummelige Nachbarin aus dem elften Stock, der Pfeife rauchende Hausmeister, ihr exzentrischer Frisör nebenan, der davon schwärmte, wie gut ihr doch der doppelt so teure Haarschnitt stehen würde,



sie alle, auch mit ihren Marotten, machten für sie Marzahn aus. Also wer weiß, was hinter Eisenhüttenstadts unscheinbarer Fassade alles so steckte.

„Wenn ich du wäre, würde ich mich für die Reise gut ausrüsten“, sagte eine andere. „Wie meinst du das?“, fragte sie. „Na hast du schon mal was von Eisenhüttenstadt gehört?“

Sie schüttelte mit dem Kopf. „Vielleicht deswegen, weil dort nichts los ist“, sagte die eine. Diese These zerriss sie im Kopf. Es gab viele Städte, die sie noch nicht kannte, das hatte nichts zu bedeuten. „Damit hat sie gar nicht so unrecht“, sagte wieder eine andere. „Vor Eisenhüttenstadt sollen die Leute förmlich fliehen und nur die Älteren bleiben dort zurück“, setzte sie mit weit aufgerissenen Augen fort. „Fliehen, wovor?“, fragte sie. „Wovor wohl? Vor den Kränen. In Eisenhüttenstadt gibt es sieben Wohnkomplexe, von denen fünf fast total abgerissen worden sind“, sagte die eine und riss die Augen noch weiter auf. „Pass bloß auf, dass Du nicht auch von einem Kran erwischt wirst“, fügte diese hinzu.

Langsam wurde es ihr zu albern und sie verabschiedete sich. Sie dachte noch eine Weile darüber nach. Eisenhüttenstadt hatte ihr Interesse geweckt.

Am nächsten Morgen fuhr sie mit ihm los. Während der Fahrt redete er ausgiebig über seine Kindheit. Nachdem sie ihr Auto geparkt hatten, schlenderten sie zum Stadtzentrum, dort gab es ein großes Theater. Danach gingen sie weiter, ohne Ziel schien ihr, aber er hatte in seinem Kopf schon lange eine Route erstellt. Schon lange, bevor er sie überhaupt kennengelernt hatte. Hier war der richtige Platz für sein Vorhaben. Er führte sie vom ersten Wohnkomplex zum nächsten, erzählte von seiner Bindung zu diesem Ort und beobachtete sie. Ihre geweiteten, haselnussbraunen Augen, mit denen sie alles in sich aufzog. Er wünschte sich, er könnte mit ihr ewig hier in seiner Heimat entlang spazieren. Seiner alten Heimat, denn Berlin war, seit er ihr begegnet war, zu seiner neuen Heimat geworden. Aber im nächsten Augenblick wünschte er sich, mit ihr die ganze Welt zu bereisen, er wusste, zusammen waren sie jedem Hindernis gewachsen. Er wünschte, er könnte ihre Gedanken hören. Sie dachte an die Hochhäuser nebeneinander, schlichte neben protzigen. Die Architektur, die sich veränderte. Es war eine stille, ruhige Gegend. Obwohl es Mittwoch war, hatte sie ein Sonntagsgefühl. Hier konnte man all seine Sorgen vergessen, eine unbeschwerte Kindheit haben. Im nächsten Augenblick drehte er sich zu ihr um, hielt ihre Hand und sagte die Worte, die sie sich so sehr ersehnt hatte: „Ich liebe Dich.“

Eisenhüttenstadt, ein schöner Ort.

Ausflug nach Eisenhüttenstadt

Paul Richter

Der Wochenendtrip nach Eisenhüttenstadt hat mir persönlich sehr gut gefallen. Wir sind mit unserer Reisegruppe mit dem Zug über Frankfurt/Oder nach Eisenhüttenstadt gefahren. Dort hatten wir zwei Mietwohnungen für eine Nacht und zwei Tage. Die Stadtführung mit einem Geschichtslehrer fand ich sehr interessant und er hat alles ausführlich über die Stadt berichtet. Am spannendsten war für mich der Aufbau der Stadt, der nach einem klaren Konzept geschehen ist. Die Stadt wurde auch nur für die Arbeiter im großen Stahlwerk gebaut, die mit ihren Familien in der Stadt lebten. Er erzählte über das kollektive Leben von damals und dem Glauben an die Zukunft, mit dem die Menschen nach vorne blickten. Wie muss es wohl gewesen sein, als Kind in solch einer Zeit aufzuwachsen?

Weiter erzählte er von dem Niedergang der Stadt nach der Wiedervereinigung und dem Wegzug vieler Menschen an einen besseren Ort. Schade eigentlich, was aus dieser Stadt geworden ist. Am letzten Tag haben wir Interviews mit verschiedenen Einwohnern von Eisenhüttenstadt geführt und sie haben uns ihre Sicht auf die Stadt nahegebracht. Mir hat dieser Ausflug sehr viel Information gebracht und ein schönes Wochenende.



Die Geschichte eine Freundschaft in Zeiten von Veränderung

Oliver Richter

Meine Geschichte beginnt fern meiner Heimat, im großen Krieg. Ich war Frontsoldat und als ich für Führer, Volk und Vaterland aus dem Schützengraben sprang, um auf Stalingrad zuzulaufen, erwischte mich eine Kugel im rechten Oberschenkel. Ich stürzte und gerade als ein Sowjet einen Kameraden den Schädel einschlagen wollte, er hatte wohl keine Munition mehr, drückte ich mit meiner rechten Hand den Abzug an meiner Pistole und rettete ihm so das Leben. Als Stalingrad gefallen war und ich eingekesselt im Schlamm festsaß, kam ich in sowjetische Kriegsgefangenschaft. Da ich verwundet war, wurde ich bevorzugt behandelt. So lernte ich die Sowjets als freundliche Menschen kennen.

Wir wohnten in Fürstenberg an der Oder in der Oderstraße hinter dem Marktplatz. Meine Nachbarin Ingeborg war eine junge Kriegswitwe. Ihr Mann Wilhelm war im Krieg an der Westfront gefallen. Sie hegte wie wir alle im Dorf keinen Groll gegen die Alliierten, die ihr ihren Wilhelm genommen hatten. Wir waren pragmatisch veranlagt und das Überleben stand für uns alle im Mittelpunkt. Als ihr Wilhelm wie alle anderen jungen Männer loszog, konnte sie nächtelang nicht schlafen. Sie und meine Frau bildeten eine Gemeinschaft. Alle Frauen im Dorf wurden eine Gemeinschaft und das Leben wurde neu organisiert. Heute denke ich, dass diese gezwungene Selbstständigkeit die Grundlage für die Befreiung der Frau in der heutigen Gesellschaft war. Typische Männerarbeit wie das Einholen der Ernte auf den Feldern, das Schlachten und Ausnehmen des Viehs und das Schleppen von Kohle war plötzlich Frauenarbeit. Die Männer fehlten und nur einige kamen zurück. Meine Nachbarin hatte kein Glück, meine Frau Rita hingegen schon.

Nach dem Krieg erzählte man sich bei uns im Dorf Fürstenberg an der Oder, dass das Zentralkomitee etwas Großes mit unserer Umgebung vorhatte. Hier sollte Stahl produziert werden. Warum gerade hier, wusste damals keiner von uns so richtig. Die frohe Botschaft verbreitete sich wie ein Lauffeuer und bald schon war Walter Ulbricht da, um die Kiefern abzuholzen und von der Zukunft zu sprechen. Die ersten Häuser wurden hochgezogen und mein Dorf und meine Familie hatten einen Eindruck davon, wie in Zukunft Städte aussehen werden. Der Wohnkomplex I entstand und Träume, die wir nie hatten, konnten wir plötzlich anfassen.

Meine Nachbarin schwor sich, auf jeden Fall wieder zu heiraten, sich emotional wieder einzulassen. Ihr Wilhelm hätte es auch so gewollt. Wir alle entschlossen uns, die Vergangenheit sein zu lassen und lieber in die Zukunft zu blicken. Ich nahm sie mit. Es war der 8. Mai 1953. Wir saßen auf dem großen Aufmarschplatz im Wohnkomplex I. Der Genosse Walter Ulbricht wollte gerade die neue Namenstafel für die erste sozialistische Musterstadt auf deutschem Boden, die auf den Namen StalinStadt getauft wurde, enthüllen, da hing ein Stück des Abdecktuches am Schild fest. Genosse Walter Ulbricht schien langsam nervös zu werden, aber dann ging es doch irgendwie ab. Der Fürstenberger Block unter den Hunderten und Tausenden von Gästen schmunzelte heimlich, bloß nicht zu laut, da drehte sich meine Nachbarin kurz zu mir um und in diesem Moment sah ich sie das erste Mal strahlen. Noch nie hatte ich einen so glücklichen Menschen gesehen.

Es dauerte nicht mehr lange und am 9. Oktober 1953 war sie nicht mehr meine, sondern die Nachbarin von jemand anderem. Sie hatte sich verliebt und geheiratet. Eine kleine Hochzeit: Nur Rita und ich, der Standesbeamte aus der neu gegründeten StalinStadt, der zu spät kam, weil er den Weg erst nicht fand, sie und die große neue Liebe, ihr frisch getrauter Ehemann Klaus Weber.

Wir standen in Fürstenberg unten am Oderufer und ihre blonden Haare waren der Farbe des Strohs, das auf den Feldern geerntet und eingeholt wurde, ganz ähnlich. Ihr junges Lächeln strahlte wärmer als die goldene Oktobersonne, die nun immer flacher am Horizont hinter den Erlen stand und die Blumen, die sie am Morgen von den Wiesen gepflückt hatte, schienen in ihren Händen zu brennen.

Klaus und Ingeborg Weber zogen in den Wohnkomplex I und sie luden uns ein. Weihnachten 1953 saßen sie und er und sie und ich auf der neu gekauften Sofagarnitur. Sie und sie hatten Babybüche und wenn ich so zurückblicke, war dieses Weihnachten – vier junge Leute, die sonst niemanden hatten – das schönste Weihnachten, an das ich mich erinnern kann. Nicht wegen dieses Weihnachtens, sondern wegen der Aussicht, dass wir nächstes Weihnachten zu sechst und das Weihnachten danach vielleicht zu siebt oder zu acht wären. Obwohl es niemand offen und direkt aussprach, so vereinbarten wir durch eine höhere Kraft, die über uns zu schweben schien, dass wir Freunde wurden und dass wir als befreundete Paare durchs Leben gehen werden.

An diesem Weihnachten 1953 erzählte Klaus, dass er aus Berlin-Weißensee käme und nach dem Krieg als Lieferjunge in der Schultheissbrauerei gearbeitet und noch bei seinen Eltern gewohnt hatte, bis 1939 der Führer Polen angriff

und auch Klaus' Vater für Führer, Volk und Vaterland auf einen Lastwagen stieg und in eine schwarze Zeit voller Leid, Tod und Hass fuhr. Klaus war plötzlich ganz anders. Er entschuldigte sich kurz, ging in die Küche, trank einen kräftigen Schluck Wodka und kam wieder zurück. Er setzte sich und kaam, dass er wieder saß, erklärte er uns, dass er einen Umstand in seinem Leben mit sich herumträgt, der ihn plagt und dessen er sich schämt. Wie mir im Nachhinein schien, wusste nicht einmal Ingeborg davon. Sein Vater war schon 1923 in die NSDAP eingetreten und stieg schnell innerparteilich auf. Als Klaus im Sommer 1934 geboren wurde, war sein Vater Gauleiter und in seiner Nachbarschaft gefürchtet. Klaus kann sich erinnern, dass in der Wohnstube über dem Radioapparat ein Bild hing, auf dem er gerade Hitler die Hand schüttelte. "Mein Vater hat diesem Schwein" – er suchte lange nach dem Wort "Schwein" – "Mein Vater hat diesem Schwein die Hand geschüttelt." Am 20. April 1941 besuchten Klaus' Mutter und er seinen Vater, der mittlerweile zum Hauptmann aufgestiegen war, in einem kleinen Dorf irgendwo im heutigen Weißrussland. Klaus versuchte weiter zu erzählen, ich wurde ganz still und auch in meinen Augen bildeten sich Tränen. "Mein Vater erzählte mir, dass heute ein besonderer Tag sei, und grinste dabei wie ein Psychopath. Heute ist der Geburtstag vom größten Menschen, der je gelebt hat. Dann drückte er mir eine Pistole in die Hand und ich musste einen Gefangenen erschießen. Ich erschoss am 20. April 1941 in Ostpreußen einen von insgesamt 52 Juden. Jeder für ein Lebensjahr des großen Führers. Es war das erste und einzige Mal, dass ich einen Menschen getötet hatte." Klaus stockte und sein Gesicht erschrak von Neuem. Ingeborg streichelte ihm ein paar Mal über seine Wange und küsste sie dann kurz mit den Worten: "Der Krieg ist vorbei und niemand wird nie wieder auf einen Menschen schießen müssen. Hörst du das, mein Schatz? Nie wieder!"

Das Problem in dieser Zeit war das Reden. Das Reden über das, was allen passiert war. Jeder von uns hatte eine Geschichte, die wie ein Gespenst in uns spukte und das uns auf Knopfdruck in Angst und Schrecken versetzen konnte. An diesem Abend erzählte auch ich ihm von meiner Zeit, die das Gespenst in mir erschuf, den Monstern, die nachts herauskamen und uns nicht schlafen ließen. Wir wurden Brüder und Schwestern im Geiste an diesem magischen Weihnachtsabend 1953 in der Zweizimmerwohnung im Wohnkomplex I und wir vier schworen uns in einem Augenblick seltener Intimität, die sowohl weh als auch gut tat, dass wir aufeinander aufpassen würden und Verantwortung übernehmen würden, dass wir das neue, gute Deutschland aufbauen müssten und dass die Würde des Menschen nie mehr angetastet werden dürfte.

Rita und ich bekamen am 18. April 1954 eine wunderschöne Tochter, der wir den Namen Annette gaben. Drei Tage später, am 21. April 1954 bekamen Klaus

und Ingeborg einen ebenso wunderschönen kleinen Jungen, den sie Stephan taufte. Plötzlich war da neues Leben und indem wir uns um unsere Kinder kümmerten, vergaßen wir – es war mehr ein Verdrängen – die Gespenster und Monster in uns und entwickelten eigene Pläne für unsere beiden Familien. Der Umstand, dass wir Eltern wurden, war für uns der erste Schritt raus aus der dunklen Hölle der Zeit des Faschismus'. Die Geschichte ging weiter und Klaus arbeitete im Stahlwerk. Er verdiente viel Geld, das Ingeborg und er in der Prachtstraße Stalinstraße, in der Leninallee vor allem für ihren Sohn Stephan ausgaben. Und dann war da noch ich. Ich bezog Invalidenrente, mein rechter Oberschenkel war für immer geschädigt und ich konnte mein rechtes Bein immer noch nicht einknicken. Mir wurde klar, dass ich das wohl nie mehr tun würde. In mir wuchs der Gedanke, dass ich einen wertvollen Beitrag für die Gesellschaft leisten musste, die mich nun seit knapp fünf Jahren durchfütterte. Und da ich ein Kind in die Welt gesetzt hatte, musste ich jetzt endlich mehr Geld verdienen. Rita und ich saßen an unserem kleinen Küchentisch in unserer kleinen Küche in Fürstenberg. Sie kochte Kamillentee für uns beide. Obwohl sie modern und feministisch orientiert war, fand sie sich doch in ihrer Rolle als Ehe- und Hausfrau, die einzig und allein ihrem Ehemann und ihrer Familie dienen sollte, ab und entwickelte trotzdem eine gesunde Haltung zur Welt und zu ihrem Leben. Ich, der schon damals glaubte, dass es auch Männern guttat, wenn sie "freie" Frauen hatten, liebte sie dafür unendlich und ich hätte mir keine bessere Ehefrau denken können, mit der ich mein Leben verbringen und eine Familie gründen wollte. Sie kam mit zwei großen Tassen, stellte die eine zu mir, behielt die andere in ihrer Hand und setzte sich mir gegenüber an den Küchentisch. "Du weißt, dass es schwierig für dich ist, eine gute Anstellung zu finden. Ich kann aber nur dann glücklich sein, wenn du auch glücklich bist. Du musst mir versprechen, dich nicht unter Druck zu setzen – wir schaffen das schon irgendwie." Sie berührte meine auf dem Tisch liegende Hand. Ich schaute gequält von der Vorstellung, dass ich Annette und Rita kein guter Vater sein werde, zu ihr hoch und als ich ihr in die Augen sah, glaubte ich plötzlich auch daran, dass wir es schaffen werden – irgendwie, irgendwo und irgendwann.

"Ich war schon immer an meinen Mitmenschen interessiert. In Kriegsgefangenschaft habe ich vielen meiner Kameraden Trost gespendet. Vielleicht kann ich ja evangelischer Pfarrer werden." Rita guckte verwirrt, aber herzlich und schmunzelte dann so, dass sie es mir nicht übelnahm, nicht sofort eine lebenslange Lösung gefunden zu haben. "Aber Friedhelm, so etwas braucht Zeit. Trink' deinen Kamillentee aus und lass uns schlafen gehen. Morgen wird die Sonne von Neuem aufgehen und irgendetwas wird sich ergeben." sagte sie und ging weg. In diesem Moment fiel mir ein Bibelvers ein, den mir ein Kamerad in Kriegsgefangenschaft sagte: "Gott schickt dir Engel auf all deinen Wegen." An diesen Vers denke ich heute noch und ich habe seitdem

jeden Abend, als ich zu Bett ging, mir diesen Vers in Gedanken vorgesprochen. Er sollte ein treuer Begleiter sein für die stürmische Zeit, die vor uns lag.

Am nächsten Morgen stand ich auf, bereitete Frühstück für Rita und Annette, hörte Radio und besuchte danach mit Annette Ingeborg und Stephan in StalinStadt. Wir gingen runter auf den Spielplatz im Innenhof. Es war Sommer, Ferienzeit und alle Schulkinder genossen die schönste Zeit des Jahres. Auf dem Spielplatz herrschte munteres Treiben und die Bänke waren voller junger Mütter und Väter und überall tobten Kinder durch die Büsche und Blumenbeete, über die Wiesen und den Sandkasten, auf Bäume und die Statue, die hier in der sozialistischen Musterstadt den idealen Menschen, der wir alle waren oder sein sollten, darstellte. Annette und Stephan setzten wir in den Sandkasten, wo sie im Sand gruben und herumkrabbelten. Ingeborg schien innerlich beschäftigt und beobachtete die ganze Zeit Stephan. Dennoch fragte ich Ingeborg diesen einfachen und schweren Satz: "Wie geht es dir?" Sie sagte dann vorformuliert: "Mir geht es hier gut. Klaus ist ein guter Ehemann und Vater und im Eisenhüttenkombinat verdient er so gut, dass wir uns für einen Fernsehapparat angemeldet haben. Weißt du Friedhelm, wir überlegen, ob wir ein zweites Kind bekommen wollen." "Dann wäret Ihr nicht mehr eine Kleinfamilie." platzte es freudestrahlend aus mir heraus. "Ja, weißt du. Es steht dem nichts im Wege. Wir haben noch Platz für ein zweites Kind, wir haben genug Geld und der Kindergarten ist auch nicht weit weg. Und wie geht es dir, Friedhelm?" In Ingeborgs Gesicht erkannte ich einen Hauch von Einsamkeit, der während dieser Frage kurz an der Oberfläche blitzte. Ich überlegte kurz und wollte nichts Falsches sagen. "Weißt du Ingeborg, ich habe mich entschieden, meinen Dienst für die Gemeinschaft zu leisten." "Du denkst daran wieder arbeiten zu gehen. Das ist schön, Friedhelm!", unterbrach sie mich. "Ja, aber das ist ja das Problem. Ich weiß beim besten Willen nicht, wo ich anfangen könnte, zu arbeiten. Fast alle Arbeitsstellen hier haben mit körperlicher Anstrengung zu tun, und das kann ich nicht." Ein Schreien überschattete die friedliche, warme Szene im Herzen des Wohnkomplex' I. Ein kleiner Junge kam mit etwas in der Hand über die Wiese gelaufen. Einem toten Vogel, der die Aufmerksamkeit aller Kinder erregte. "Ihh!", schrie einer. "Der ist ganz steif und kalt." Und ein dritter sagte etwas, was grundlegend für mich sein würde: "Lasst uns ihm ein Grab bauen." Und so liefen alle los und pflückten Gras, Blätter und Äste und betteten den verstorbenen Vogel zu seiner letzten Ruh. Das Bild des Grabes weckte in mir etwas. Die Würde des Lebendigen, des Menschen. Die vergasten Menschen in Ausschwitz hatten kein Grab. Und mir kam in den Sinn, dass ein Grab für den Menschen und das Lebendige einen wesentlichen Teil seiner Würde ausmachte. Und so beschloss ich, Bestatter zu werden.

Mein erster Einsatz, ich war enorm aufgeregt. Arbeiter für das Bestattungswesen waren gesucht und so fand ich schnell eine Anstellung auf dem Jüdischen Friedhof in der Kirchhoffstraße in Fürstenberg. Es gab noch einen Friedhof in Schönfließ hinter Stalinstadt, in Stalinstadt selbst gab es keinen Friedhof. An einem wunderschönen Tag, Mitte September 1954, der Wind, der über das Land zog kündigte in den sich schüttelnden Baumkronen den Herbst an, der goldene Sonnenschein verfiel sich in dem Wind und überdeckte alles in einem zarten, goldenen Anstrich. "Was für ein schöner Tag, um Abschied zu nehmen.", dachte ich, drehte mein Gesicht in den lauen Herbstwind, schloss für ein paar Sekunden die Augen und wartete dann auf die Trauergemeinde.

Gestorben war ein junger Stahlarbeiter, der von einer Leiter gefallen war. Es kündigten sich seine Eltern, seine beiden Schwestern, seine Oma und seine engsten Freunde und Kollegen aus dem Eisenhüttenkombinat an. Eine halbe Stunde vor Trauerfeierbeginn kamen zwei Stahlarbeiter und erzählten mir von dem Toten, der Hans Krüger hieß. Sie hatten mit ihm immer Bier getrunken und zu Mittag gegessen. Einer der beiden hoch und kräftig gewachsenen Männer, die gut doppelt so große Hände wie Rita hatten, erzählte mir, dass Hans immer davon erzählt hatte, dass er Vater werden wollte. Er unterbrach sich und sagte dann tapfer weiter: "Und jetzt kann er es nicht mehr." und brach in Tränen aus. Mir kam es so vor, als ob der junge Mann im Klaus' Alter war und kaum bis keine Erinnerungen aus der Zeit vor dem Krieg hatte und dass er das erste Mal in seinem Leben so richtig weinte und trauerte und seine Emotionen vor einem Fremden (mir) nackt zeigte, die ihn das erste Mal in seinem Leben überwältigten. Wie ich ihn in sich und seine Trauer versinken sah, litt auch ich mit ihm und stellte mir zwangsläufig vor, wie Hans als Familienvater mit seinen Kindern und seiner Frau am Weihnachtsabend auf dem Teppich vor dem Radio mit Puppen und Autos spielt.

Seine Familie kam zehn Minuten vor Trauerfeierbeginn gemeinsam als geschlossene Gruppe an, ich nahm die vielen Blumen und Kränze ab und legte sie schon in die Feierhalle. Mittlerweile waren auch die sechs Sargträger da, alles junge Burschen aus dem Stahlwerk. Hans war offenbar beliebt gewesen. Er wurde mir als sehr eifrig und solidarisch beschrieben. Jemand, der an den Sozialismus nicht nur als Staatsform, sondern auch als Prinzip für den menschlichen Umgang glaubte. Einer für alle, alle für einen. Einer der Sargträger hatte auch noch zwei Kränze dabei. Einmal vom Eisenhüttenkombinat und einmal vom Parteivorstand der örtlichen SED. Ich wusste, dass ich nicht darüber nachdenken musste, ob der letzte Kranz seiner Familie, seinen engsten Angehörigen, gefiel. Ich legte sie einfach rein und als ich beim Reingehen noch mal flüchtig in die Runde sah, konnte ich die bösen

und zornigen Gesichter der Oma und des Vaters erkennen. Es kam zwar nicht zum Eklat, aber in der Trauergemeinde konnte ich die Spannung zwischen den Genossen und der Familie erkennen. Das erste Mal wurde mir bewusst, dass unser Zentralkomitee und die ganze politische Situation in der DDR so etwas wie eine Diktatur sein könnte. Heute denke ich, dass in einem freien Land jeder selbst entscheiden sollte, wie jemand einen Angehörigen oder sich selbst bestattet sehen möchte.

Es verstrichen die Wochen und Monate, die Blätter starben an den Zweigen und Ästen der Bäume ab und fielen tot herab, ich hatte mich mittlerweile an die Situation bei Beerdigungen gewöhnt und bekam deutlich mehr Sicherheit, was den Umgang zwischen Weltpolitik und den intimsten Fragen auf dieser Welt angeht. Ich hatte mich mit der autoritären Situation abgefunden und arrangiert, wie jeder gesunde und intelligente DDR-Bürger es auch tat. Man schwamm im Strom mit und wenn man keine Lust mehr auf Sozialismus hatte, ging man einfach nach Hause. Endlich hatte ich ein gutes Einkommen und konnte Rita und Annette das Leben bieten, was sie verdient hatten. Weihnachten kam und mit etwas Geld in der Tasche suchten Rita und ich in der Leninallee nach einem passenden Geschenk für Annette und Stephan. Die Läden waren prall gefüllt und auch die wertvolleren Dinge waren günstig. Ein Verkäufer in einer Buchhandlung erzählte mir, dass StalinStadt eine besondere Rolle in der DDR spielte, dass es uns allen hier besser ging als im Rest des Landes. Wir waren Vorbild und deshalb sollte es uns besser gehen. Wir fanden in einem Spielzeugladen zwei Puppen: eine männliche und eine weibliche. Wir kauften sie und als wir zufrieden im Bus zurück nach Fürstenberg fahren, meinte Rita, dass die beiden Puppen für Stephan und Annette ein Zuhause bräuchten, ein Puppenhaus. Ich gab ihr Recht und sofort überlegte ich, wo wir ein Puppenhaus herbekamen. Särge sind aus Holz und so morbide es auch klingen mag, so genial fand ich den Gedanken damals. In der DDR waren fast alle Waren nicht ausreichend vorhanden und wir Bürger lernten irgendwann, uns selbst zu helfen, kreativ zu sein, wenn wir Dinge haben wollten, die wir nicht einfach so bekommen oder kaufen konnten. Walter, der für uns die Särge zimmerte, erklärte ich meinen Wunsch und dann ging alles ganz einfach.

Den Weihnachtsabend 1954 verbrachten wir wieder bei Ingeborg und Klaus im Wohnkomplex I. Da, wo früher das Radio stand, stand jetzt ein Fernsehapparat. Rita und ich hatten noch nie ferngesehen und Klaus, der uns offensichtlich beeindrucken wollte, bot an, mit uns fernzusehen. Klaus ging zu dem großen Apparat mit der aus heutiger Sicht winzigen Röhre, drehte ein paar Mal an zwei dicken Schaltern und als er alles eingestellt hatte, setzte er sich selbstzufrieden auf die Couch und beobachtete uns halb aus dem Augenwinkel. Ein Kasten, aus dem Bild und Ton kamen. Rita und ich waren tief beeindruckt und obwohl wir

noch nicht ahnten, dass es mehrere Kanäle mit unterschiedlichen Programmen gab, war es für uns vier der erste Beweis, dass der Sozialismus in Zukunft nur Gutes für uns bereit hielt und das, was sich das Zentralkomitee heimlich erhoffte, nämlich uneingeschränkte Liebe zum Sozialismus, trat bei uns allen ein.

Nach dem wir dieses futuristische Gerät nach zehn Minuten wieder ausschalteten, kamen wir zur Überraschung für unsere Kinder. Rita und Ingeborg überreichten Annette und Stephan zwei kleine Pappschachteln, die eine mit einem roten, die andere mit einem blauen Band verschnürt. Unsere beiden Frauen nahmen jeweils ihr Kind auf ihren Schoß und übten mit ihnen die typischen Handbewegungen, mit denen man etwas auspackt. Annette machte riesige Augen und umarmte instinktiv die Puppe und zog sie an sich. Stephan packte die Puppe an den Beinen und schleuderte sie in die Luft. Das Bild, was von dieser Szene übrigblieb, ist, wie sehr Ingeborg ihren Stephan auf dem Stuhl zwischen Fernsehapparat und Sofagarnitur auf ihrem Schoß festhielt und ich in ihren Augen las, dass sie da war, wo sie immer hinwollte. Im selben Moment fragte ich mich, ob dieses Glück von Eltern über ihre Kinder irgendwann größer oder sogar geringer wird, wenn wir älter werden. Wie werden Klaus und Ingeborg und Rita und ich in vierzig Jahren sein?

Klaus goss Rotkäppchensekt ein und riss mich aus meinen Gedanken. Rita drückte mir ein Glas in die Hand und Klaus stieß mit uns an. Ich lächelte, weil Weihnachten war, weil wir bei Ingeborg und Klaus waren und weil ich wusste, dass, obwohl sie es noch nicht zeigen konnte, Annette froh war, ihren Stephan wieder zu sehen.

Um 20:23 Uhr fuhr der letzte Bus. Von der Haltestelle konnte man ihre Wohnung sehen. Sie beugten sich aus dem Fenster und winkten. Ich erkannte, wie Ingeborg Stephans Hand nahm und ihm zeigte, wie man winkt, so wie sie es mit dem Geschenk und dem Auspacken getan hatte. Im Bus schlief Annette sofort in meinen Armen ein. Rita fragte mich, woran ich gedacht hatte, als sie mir das Glas Sekt gegeben hatte. Ich habe etwas abwesend und von etwas besessen gewirkt. "Was hast du da nur gedacht, Friedhelm? Muss ich mir Sorgen machen?" "Nein, musst du nicht. Es ist an sich auch nichts Wichtiges?" Ich wusste nicht, wie ich weitererzählen sollte und suchte nach den richtigen Worten und bemerkte dabei, wie mich Rita mit großen Augen anguckte. "Ich habe nur daran gedacht, wie es einmal sein wird." "Du hast an die Zukunft gedacht?" Innige Pause "Ja, ich habe an die Zukunft gedacht. Ich habe daran gedacht, wie Annette aufwächst, wie sie zur Schule geht, wie wir alt werden, was aus Stephan und Annette wird ..." Rita bemerkte, dass es mir schwerfiel, über das zu reden, worüber ich reden wollte. "Friedhelm, machst du dir Sorgen?" "Es ist wegen Ingeborg. Ich glaube, sie ist mit Klaus unglücklich und

ich habe das Gefühl, ich müsste ihr helfen. Doch ich weiß nicht, wo ich ansetzen soll. Ich weiß nicht einmal, ob sie überhaupt unglücklich ist." Zu meiner Überraschung sagte Rita auch nichts und guckte nur traurigen Blickes in die matte, sirrende Beleuchtung des sich bewegenden Buses in der sonst schwarzen Leere der Heiligen Nacht. Wir waren da und unsere nicht zu Ende geführte Unterhaltung war jetzt zu Ende, oder vielleicht auch nicht. Mich überrumpelte in diesem Augenblick die Ungewissheit des Lebens und der Welt und Alledem, was mich umgab und ich fühlte mich ganz klein. Als wir abends im Bett lagen, fragte mich Rita: "Friedhelm, weißt du, was es für eine Frau heißt, Mutter zu werden? Die ganzen Schmerzen und Veränderungen, die mit einer Schwangerschaft einhergehen? Die morgendliche Übelkeit, die Gefühlsschwankungen, die Last in der Wirbelsäule, das Gefühl, nicht mehr attraktiv genug zu sein? Und wenn das Kind erstmal da ist, hört das nicht auf. Man macht sich Sorgen, Gedanken, was alles passieren könnte, aber wir Mütter fühlen uns verpflichtet. Doch wenn man sieht, wie das Kind heranwächst, wie es größer wird, wie es lacht, wie es gesund ist, und man sich bestätigt fühlt, weil man weiß, dass sich all das gelohnt hat, gibt es kein schöneres Gefühl, als sein Kind auf seinem Schoß zu haben und es lieb zu haben. Und weißt du was, genau dieses Glücksgefühl, das keine Restsorgen übrigließ, hatte ich heute Abend das erste Mal. Und ich glaube, Ingeborg auch! Jetzt geht es erst richtig los." sagte sie im Bett neben mir liegend, drehte sich auf mich, küsste mich und dann schliefen wir miteinander.

Aus diesem Beischlaf folgte eine Schwangerschaft und das Kind wurde für Anfang September erwartet. Das kommende Frühjahr veränderte viel in unser aller Leben. Klaus trat der SED bei, glaubte von Tag zu Tag fester an den Sozialismus und wollte uns im neu gebauten Wohnkomplex unterbringen. "Stell dir vor, Friedhelm! Eine Wohnung mit Fernwärme und Warmwasser und einer Dusche. Denk' an das Kind, das Ihr erwartet." Ich ließ mich hinreißen und schwärmte von den neuen Möglichkeiten und daran, dass Rita und ich mit dem zweiten Kind noch glücklicher wären. Ich stellte einen Antrag auf eine moderne Zweizimmerwohnung im neuen Wohnkomplex II. Doch der aufziehende Sonnenschein des Frühlings täuschte.

Wir waren spazieren am Oderufer. Am Wegesrand verwandelte sich das winterliche, brache Braun und Gelb auf den Feldern in etwas Warmes. Ich konnte mir vorstellen, wie hier Weizen und Mais angebaut wird. Klaus erzählte, dass das Politbüro Großes mit unserem Land vorhatte und erzählte von Walter Ulbricht, auf dessen Regierung alle in Europa und der Welt neidisch wären. Dass der Sozialismus bald siegen würde, dass unsere Kinder Stephan und Annette in einer friedlichen Welt ohne Krieg und Faschismus, die gemeinsam den Fortschritt vorantreibt, aufwachsen und schwärmte von dem Wandmosaik,

das an der Leninallee 2 großflächig angebracht wurde. Er Wiese zwischen Feldweg und Oder, Klaus packte drei Flaschen Bier und zwei Flaschen Rotkäppchensekt aus. Ingeborg bot uns Kartoffelsalat und Frikadellen an, die sie am Vorabend zubereitet hatte. Und dann kam Klaus zu dem Punkt, weshalb er uns eigentlich hier herausführte. "Weißt du Friedhelm, du bist jemand, der Verantwortung für die Gemeinschaft übernimmt, der anpackt, der an das Land glaubt und daran, dass der Frieden täglich durch Arbeit neu erarbeitet werden muss. Hast du schon mal daran gedacht, der Partei beizutreten? Sie nehmen nicht jeden, klar! Aber ich kann mich für dich einsetzen, ein gutes Wort einlegen." Ich fühlte mich überrumpelt und wusste nicht, was ich sagen sollte, schließlich hatte ich noch nie darüber nachgedacht. Ingeborg sagte: "Stell' dir vor Rita: unsere beiden Männer in der Partei. Wir könnten sie gemeinsam vom Parteiabend abholen und wenn Ihr erstmal hier in den neuen Wohnkomplexen wohnt, können wir gemeinsam nach Hause gehen. Wäre das nicht toll?" "Nun, ja!", sagte ich. "Ich fühle mich geehrt, dass man mir so etwas zutraut. Aber das ist ein großer Schritt. Das muss ich mir erst einmal durch den Kopf gehen lassen", rettete ich mich und wechselte das Thema. "Wusstet Ihr, dass im Frühling die meisten Menschen sterben. Der Körper stellt sich um, von kaltem Wintermodus hin zu einem aktiveren Stoffwechsel. Das schaffen viele nicht." Klaus, der mir Bier trinkend zuhörte und in dessen Blick ich etwas Enttäuschung über meine Schwere im Umgang mit der ganzen Parteisache erkannte, sagte: "Im Krieg hat der Faschismus Hunderttausende umgebracht. Einfach so, als ob sie Schlachtvieh wären und keine Menschen." Ich erinnerte mich an meine Erkenntnis, dass die Würde des Menschen auch etwas damit zu tun hat, dass er ein Grab zur letzten Ruhestätte hat. Ich überlegte, ob ich diesen Gedanken einbringen soll und dann erinnerte ich mich daran, wie sich der Staat in der DDR auch in den Tod des Menschen einmischt und dass das auch seine Würde verletzt – auch wenn das natürlich nicht mit Faschismus und Krieg vergleichbar ist. Das Gespräch hatte sich entzweit und war kompliziert geworden. Ingeborg aß bewusst ihre Frikadellen, um sich nicht einmischen zu müssen. Rita hielt Klaus' Blicken stand, auch wenn ihr der Schmerz der angespannten Atmosphäre ins Gesicht geschrieben war. Peinliche Stille schwebte an diesem Frühlingstag über uns und nachdem wir zusammengepackt hatten und der Abend einkehrte, waren Rita und ich froh, als wir zu zweit ohne Verlegenheit nach Hause gingen. Rita erörterte, dass dieser Konflikt zwischen uns Vieren unsere Freundschaft ernsthaft gefährden könnte. Ich stimmte ihr schweren Herzens zu und wir überlegten, wie wir der Freundschaft wieder auf die Sprünge helfen könnten. Ich wollte nicht in die Partei, so überzeugt war ich von der SED auch nicht und ich war auch mit vielem nicht einverstanden. Rita stimmte mir zu und versicherte mir ihre Liebe, dass egal, was passiert, sie immer an meiner Seite stehen würde.

Wir trafen uns jetzt deutlich weniger, ich erklärte Klaus, dass ich nicht der SED beitreten werde und er sprach angetrunken etwas von Verrat, Enttäuschung und Zeit, die er bräuchte, um zu über; erst mit der Gleichgültigkeit Klaus', später zu seinem Missfallen. In Ingeborgs Gesicht dachte ich zu erkennen, dass es ihr mit Klaus nicht mehr gefiel. Irgendwann sagte sie mir, dass Klaus ein ernsthaftes Alkoholproblem hätte und dass sie ihm helfen wolle. "Die ganze Sache mit dir und der Partei hat ihm sehr zugesetzt, Friedhelm. Stärker, als er eingestehen will." "Ich weiß." sagte ich Ingeborg. "Lass ihn wissen, dass ich trotzdem noch an einer Freundschaft zu ihm und zu euch interessiert bin, dass unsere Freundschaft das schon überstehen würde. Und dass wegen der großen Politik wir alle nicht leiden müssten. Doch alles half nicht, er wollte uns nicht wiedersehen. Und so wurde aus unserem stabilen Viererbündnis ein wackeliges Dreierbündnis.

Doch verglichen mit dem Bruch mit Klaus war das, was im September passieren sollte, alles harmlos. Rita und ich überlegten uns, dass unser Kind, wenn es ein Junge wird, Philipp – und bei einem Mädchen Emma genannt werden soll. Es wurde ein Mädchen, doch Emma war eine Todgeburt und der Tod, der sonst auf Arbeit allgegenwärtig war, kehrte mit mir in unser trautes Zuhause ein. Rita und ich und auch Annette trauerten und wir lagen uns oft und lange in den Armen und dachten an Emma. Rita sagte, dass sie trotzdem gespürt hätte, wie Emma sich in ihrem Bauch bewegt hatte und dass sie gelebt hätte wie jeder andere Mensch auch, auch wenn ihr Leben zu Ende ging, bevor es überhaupt erst richtig begonnen hatte.

An einem kalten Tag Anfang Oktober standen Rita, ich, Annette und Ingeborg am offenen Grab von Emma. Der Wind blies kalt von Osten und Annette hielt mit blassem Gesicht einen Teddybären, den wir vor der Geburt extra gekauft hatten, im Arm. Vor ihr Rita, die ihre Arme wiederum unter Annettes Gesicht zusammenfallen ließ. Wir hatten uns für eine stille Abschiednahme entschieden, ohne viel Drumherum, einfach nur Emma, Rita, Annette und ich und Ingeborg. Ich sagte das Vaterunser auf und wünschte Emma Gottes Segen. Wir verließen als vertraute Gesellschaft den Friedhof und vor dem Friedhof wartete Klaus, der sichtlich betrunken war und torkelnd auf uns zu kam. "Geschieht euch Recht, Ihr Faschistenschweine!" "Klaus" zischte es kurz aus Ingeborg, die sich das erste Mal Klaus entgegengestellt hatte. "Hast du getrunken?" fragte ich Klaus, während Rita Annette stärker zu sich heranzog. Dann kam Klaus auf mich zu und holte mit dem rechten Arm aus, um mir ins Gesicht zu schlagen. Ich wich aus und er fiel auf den Boden. Der Vorfall erregte viel Aufmerksamkeit und mittlerweile hatten sich ein halbes Dutzend Leute versammelt, die Klaus gleichzeitig aufhelfen, zur Seite zerrten und ruhigstellen

wollten. Er ließ sich aber nicht beruhigen und rief nur: "Da drüben stehen die Feinde des Sozialismus'." Die Volkspolizei traf ein und führte Klaus ab. An diesem Abend schlief Ingeborg, nachdem sie Stephan aus der Kita abgeholt hatte, bei uns und beantrage am nächsten Tag die Scheidung. Klaus zog zurück nach Berlin und wir haben nie wieder etwas von ihm gehört.

Bis heute im Dezember im Jahr 1991. Wir sind gerade auf dem Weg nach Berlin-Marzahn, wo Stephan, ein sehr intelligenter und aufgeweckter junger Mann, seinen Vater gefunden hat. Er und unsere Annette haben geheiratet. Er studiert in den letzten Zügen Rechtswissenschaften an der Humboldt-Universität und Annette studiert in den letzten Zügen Grundschulpädagogik auf Lehramt. Sie beide sind Mitte Dreißig und ziehen unsere drei wundervollen, intelligenten Enkelkinder Oliver, Anika und Paul in einer Fünzimmerwohnung in Marzahn im Osten Berlins auf. Annette, Stephan und Oliver haben Rita und mich hier in Eisenhüttenstadt abgeholt und fahren nach Berlin-Marzahn. Dem Erstgeborenen Oliver, der sich sehr für Geschichten interessiert und ebenso aufgeweckt ist wie sein Vater, erzähle ich gerade die Geschichte seines verschollen Opas. Er hat die Geschichte schon oft von seinem Vater, meinem Schwiegersohn, gehört. Doch jetzt wollte er sie von jemand anderem, der auch dabei war, hören und machte große Augen und spannte seine Ohren weit auf.

Wir kamen an: in der Nossener Straße in Hellersdorf, ein Stadtteil, der genau wie Marzahn und Teile von Eisenhüttenstadt aus Plattenbausiedlungen bestand, die mit einem Mal gebaut wurden, ohne dass sie historisch gewachsen sind, erklärt mir Oliver. "Du bist ein sehr kluges Kind, Oliver! Vielleicht wirst du eines Tages Geschichtslehrer oder Stadtführer und kannst dann den ganzen Tag über Marzahn und Hellersdorf reden." "Aber Opi, ich bin doch noch ein Kind und erstmal muss ich in die Grundschule gehen." Wir parken und gehen zur Haustür des Fünfgeschossers. Er wohne in der vierten Etage. Er wartet schon in der Wohnungstür mit Hausschuhen und aus seiner Wohnung strömt ein angenehmer Geruch von Plätzchen und Nelken. Drinnen sind Kerzen angezündet und seine Zweiraumwohnung wirkt aufgeräumt und sauber. Er begrüßt uns alle herzlich und Oliver, seinen Enkelsohn, den er noch nie vorher gesehen hat, begrüßt er besonders kindbetont, als ob er beweisen müsste, dass er lieb und ohne Schuld sei. Ich gehe als letztes das Treppenhaus hoch und das Erste, was er mir seit über dreißig Jahren sagt, ist: "Entschuldige bitte, Friedhelm!" Wir sitzen an einem großen Tisch, in der Mitte dreht sich eine Weihnachtspyramide und alles wirkt sehr gemütlich. Klaus erzählt und erzählt. Er sei zu seiner Mutter nach Weißensee gezogen, sein Vater war mittlerweile gestorben. Zusammen lebten sie in einer Einzimmerwohnung in einem Altbau in der Innenstadt. Seine Anstellung als Lieferjunge in der Brauerei konnte er

wieder antreten und arbeitete sich aus seinem Elend heraus. Doch da war noch das Alkoholproblem, das sich mit seiner Arbeit in der Brauerei nicht lange vereinen ließ. Seine Mutter brachte ihn dazu, sich Hilfe zu suchen und sie kippte jedes Bier in den Ausguss, das er mitbrachte. Er wurde Landwirtschaftshelfer und arbeitete bei Bernau auf einem Rübenacker. Er wurde stark von seiner Mutter kontrolliert, die mittlerweile schwer an Krebs erkrankt war. Doch vor ihrem Tod wollte sie sich um ihren einzigen Sohn kümmern und ihm helfen, nach ihrem Tod ein besseres Leben aufzubauen. Klaus hätte es fast nicht geschafft. Als sie im Februar 1981 verstarb, war er einsam und das einzige, was er noch hatte, war seine Arbeit, in die er sich nun flüchtete. Er arbeitete rund um die Uhr, um nicht über sein Leben nachzudenken. Sein Chef hat ihn an die SED empfohlen, aus der er nach seinem Vorfall in Eisenhüttenstadt rausgeschmissen wurde. Aber das sei vergessen und unter Genossen herrsche Solidarität. "Einmal Genosse, immer Genosse!" Also wurde er wieder Parteimitglied und als er sich auch in die Parteiarbeit hineinsteigerte, fand er Anerkennung und auch wieder einen Sinn in seinem Leben. Doch mittlerweile hatte er die Einsicht entwickelt, dass echte Freundschaften über Mitgliedschaften stünden. Er fand aber einen Freund, der wirklich einer war: Manfred. Manfred war Bäcker und wenn sie sich Freitagabend trafen, brachte er immer die übrig gebliebenen Brötchen und Brote mit und obwohl Backwaren in der DDR nicht teuer waren, so war doch das Gefühl wichtig, dass sie privilegiert waren und einen Vorteil genossen. Mittlerweile war Klaus so beliebt, dass er am Jahrestag der DDR am 7. Oktober immer einen besonders guten Platz auf der Tribüne in der Stalinallee bekam. Manfred erzählte den örtlichen SED-Vorsitzenden von Klaus' Wohnungslage (immer noch die Einzimmerwohnung im Prenzlauer Berg mit Toilette auf halber Etage und nur Kaltwasser) und so bekam Klaus eine Einzimmerwohnung in der Allee der Kosmonauten im neu entstandenen Stadtteil Marzahn. Im Grunde sei Marzahn wie Eisenhüttenstadt, eine moderne Stadt wie sie im Zuge der Avantgarde und der Moderne heutzutage überall entstehen. Ein komplett neuer Lebensentwurf, schwärmte Klaus. Hier steht der Mensch mit seinen Bedürfnissen im Mittelpunkt und nicht das Funktionieren der Stadt; die meisten Stadtpläne und -strukturen sind vor dem 19. Jahrhundert entstanden – mit dem damaligen Stand der Technik. Doch das sei heute nicht nötig und dann schwärmte er von den neuen Möglichkeiten, die es in der Zukunft alles geben wird. Er spricht von riesigen Wolkenkratzern und fliegenden Autos, die Oliver (an den er sich demonstrativ wendet) erleben werden und das erste Mal, seit wir hier in der Wohnung sind, sehe ich Oliver lächeln und hinter seinen großen Augen spielen sich kindliche Fantasien und Gedanken ab, die bisher keiner in Olivers Bewusstsein einpflanzen konnte. Dann fragt Klaus, wie es uns geht. Wir erzählen ihm, dass wir noch immer in Eisenhüttenstadt wohnen, mittlerweile

aber im Wohnkomplex IV, ich noch immer als Bestatter arbeite und nach der Wende bei meinem jungen Kollegen untergekommen bin, der sich selbstständig gemacht hat – ich sei dafür mittlerweile zu alt. Dass Stephan und Annette geheiratet hätten und seine drei Enkelkinder aufziehen würden. Dass sie in Marzahn wohnen und Klaus mit Stephan oder Annette sich vermutlich deshalb nie getroffen hätten, weil nach Marzahn die S-Bahnlinie 7 fährt, während nach Hellersdorf die S-Bahnlinie 5 fährt. Eines Tages sei Klaus versehentlich in die falsche Linie gestiegen und da saß Stephan, der ein Buch las und neben dem ein Sitzplatz frei war. Sie erkannten sich sofort und unterhielten sich die ganze Zeit und ich erinnere mich an den heiligen Bund, den wir Weihnachten 1953 geschlossen hatten und dass dieser gehalten hätte, dass er uns alle vier immer wieder zusammen bringen würde, auch wenn wir uns dreißig Jahre nicht sehen würden. Und dass das etwas Schönes ist.



Marzahn aus der Sicht von Friedrichshain-Kreuzberg

Sophia Spahr

Marzahn hat sich für mich als ein sehr hübscher, besucherfreundlicher Bezirk offenbart. Ich verbringe nicht viel Zeit dort, aber wenn ich mal da bin, fallen mir die Unterschiede zu anderen Bezirken wie Berlin-Mitte oder Friedrichshain-Kreuzberg auf. Im Vergleich zu diesen ist es in Marzahn eher ruhiger. Hier geht es nicht so hektisch zu wie im inneren Stadtkern.

Beispielsweise habe ich während der schönen Führung im Bezirksmuseum Marzahn-Hellersdorf eine Menge gelernt. Wenn man sich für Geschichte und Infrastruktur eines Bezirkes interessiert, lohnt sich ein Besuch in jedem Fall!



©Ben Kaden

Aber auch die anderen Aktivitäten, an denen ich für das Projekt „Eisenhüttenstadt – Marzahn“ teilgenommen habe, machten mir sehr viel Spaß. Besonders das Drehen des Kurzfilms für die Redaktion *jump!* ist mir in Erinnerung geblieben. Dabei ist mir wieder aufgefallen, was für ein friedlicher Ort Marzahn ist. Für mich wäre es vermutlich keine Option, um dort zu leben. Da ich selbst in Friedrichshain-Kreuzberg aufgewachsen bin, würde mir die altbekannte Hektik auch an irgendeiner Stelle fehlen. Aber für einige schöne Nachmittage ist es dort super! Die Bewohner sind hilfsbereit und freundlich und obwohl Marzahn als Bezirk sehr klein zu sein scheint, bietet er alles, was man braucht.

Insgesamt ist Marzahn ein hübscher Ort mit einer interessanten Hintergrundgeschichte.

Mein Hellersdorf

Cassandra Stibbe (15 Jahre)

Grau, dreckig, asozial. Das sind die Wörter, die wohl jedem zu Marzahn-Hellersdorf einfallen. Auch mir geht es manchmal so, wenn ich durch die bebauten Straßen laufe. Die Höhe der Gebäude ist scheinbar unendlich und die Gestalten, die sich hier rumtreiben auch.

Von jeder Straßenecke hört man andere laute Musik, die aus Musikboxen schallt, die die Jugendlichen meist wie eine Handtasche mit sich rumtragen.

Und ich frage mich manchmal, ob diese Jugendlichen nicht vielleicht doch zur Schule gehen sollten und ob sie sich durch die geschmacklose Musik irgendwie "cooler" fühlen. Ist denen jemals aufgefallen, dass das nur nervig ist?

Die Jugend in Hellersdorf ist respektlos und frech gegenüber allen.

Und die 12jährigen Jungs, die morgens an der Bushaltestelle rauchen, machen es auch nicht besser.

Und diese Leute sind unsere Zukunft.

Aber können die überhaupt etwas für ihr Schicksal? Macht Hellersdorf die Jugend einfach asozial?

Aber das alles ist leider wahr und trotzdem ist das nur das Negative, was diskutiert wird. Die positiven Dinge werden oft außer Acht gelassen.

Sozialer Brennpunkt wird Hellersdorf genannt. Und ehrlich gesagt bin ich froh, die andere Seite von Marzahn-Hellersdorf zu sehen.

Die Seite, wo es grünt. Die Seite, wo ich mich mit meinen Freunden in einem ordentlichen Ton unterhalte und die Seite, wo ich in Ruhe zur Schule gehen kann.

Ich bin froh darüber, dass ich keine Angst haben muss, rauszugehen. Und ich bin auch froh darüber, dass ich Hellersdorf mit anderen Augen sehe als alle anderen.



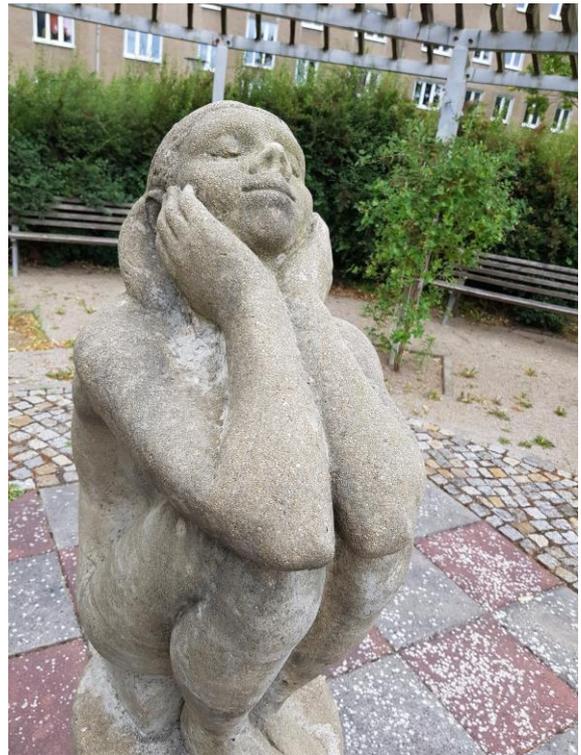
Hammer und Zahnrad

Kristina Vasilevskaja

I

Echo der Stille deutlich vernehmbar
Straßen singen die Leere nieder
Wir stehen und warten, etwas passiert,
Stehengeblieben, Liegengelassen
Kult verändert
Ampeln leuchten schwarz
Brunnen speien einsam Wasser auf
die Straße nass und Stahl schmückt die
Stadt
Wind allein haucht durch die Gegend
Symmetrie der Kunst
Symmetrie der Häuser, Gärten, Straßen
Muss wohlfühlen

Stuck an Fenstern, Kunst im Hof
Häuserhüllen mit Fassaden
Mosaik aus vergessenem Zeitenmeer
Umgeben von geplanten Platten
Reih an Reih, Umkreist
Arbeit, Arbeit soll regieren
ein Versailles von allen Alleen
Weitblick
Damals Zeit
Liebgewonnen in jungen Jahren
Erinnerungen kleben im Zement
längst vergessener Kapitel
rollen oder klopfen nur noch über
Asphalt, Bauwerk der Gefangenen
einst gefüllt mit Demonstranten
jetzt
Vergangenheit
warte bis auch wir noch gehen



II

Heb' die Stimmung
Leben in des Großstadts Rand
Kreise um dieselben
Bäume, Steine, Straßen, Menschen
gehen vorbei, kaufen ein, keinen Kopf
sehen, wie sich alles verändert
Blöcke sprießen empor und zu den Seiten
lesen über Zukunft der Stadt
Gesellschaft
Arbeit, Schlafen, Essen, Leben
Anders anders als

Sonne bleicht einst grüne Wiesen
Enkel einer DDR
Vorurteil um Vorurteil
Wie Efeu um die Putzfassaden
Langeweile soll nicht als
Namen bleiben
durch uns bestehen

Schlichte die Stimmung bis
ein jemand kommt und bleibt und steht
Sprüche zieren Sticker an
Den Tonnen und Gebäuden
Bunt Bemaltes Kiez
Grün überall
Soll Hoffnung lichten
Licht das durch die Kronen fällt
Ruhepunkt der Stadt ist nicht die Mitte
Lass los bis die S Bahn sagt
Endstationen gibt es nicht

**Bezirkszentralbibliothek
„Mark Twain“
Schreibwerkstatt
Marzahner Promenade 55
12679 Berlin**

**Ansprechpartnerin:
Renate Zimmermann
zimmermannfrau@gmail.com
+(49) 160 97019931
www.berlin.de/bibliotheken-mh**